

Bernhard J. Hinze

Sehnsucht ist unheilbar

Erinnerung an ein Leben

Dieses Buch ist meinen
verstorbenen Eltern und
Geschwister gewidmet.

Sehnsucht ist unheilbar

Erinnerung an ein Leben

›Ich sehne mich nach meinem Leben‹

Bernhard J. Hinze

Roman



**Dies ist ein persönliches, ehrliches, offenes und
sexuell sehr freizügiges Buch. Nichts für Zartbesaitete.**

Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind durchaus so gewollt.

Handlungen derer sind tatsächlich so zu 90 Prozent passiert.

Die restlichen 10% sind *dichterische Freiheit*.

Ereignisse spiegeln fast wirklichkeitsgetreu die damalige Zeit
wider, und sind aus der Sicht und Erkenntnis von Bernhard.

Auf Rechtschreibung in den Briefen und Zeitungsartikel – noch in
alter Art – wurde nicht geachtet, weil sie Originale sind,
und somit authentisch.

*Ich habe dieses Buch selbst verlegt –
und nun finde ich es nicht wieder.*

Impressum:

1. Auflage April 2016

©1974-2016 Bernhard J. Hinze • 21109 (2102) Hamburg (93)

Alle Rechte vorbehalten.

Einbandgestaltung, Texte, Layout, Lektorat: ©Bernhard J. Hinze

Die Urheberrechte der Liedtexte liegen bei deren Schöpfer.

Die Rechte vieler Sprüche sind nicht mehr eruierbar.

Buchcover: fotolia ©lucky1984

Fotos im Buch: Copyright ©Bernhard J. Hinze, außer extra genannten

eMail: bernhard@hinze-hamburg.de

Druck und Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de

ISBN **978-3-7375-7797-7**

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis¹

1	PROLOG	7
2	AUGUST BIS SEPTEMBER 1973 - TARP / HAMBURG - TEIL 2	9
	2.1 Schnappschüsse der Vergangenheit – Geburt	65
	2.2 Schnappschüsse der Vergangenheit – Lager	81
	2.3 Schnappschüsse der Vergangenheit – Schule	119
	2.4 Schnappschüsse der Vergangenheit – Flut	233
3	JULI BIS SEPTEMBER 1972 - GLÜCKSTADT / HAMBURG.....	335
	3.1 Schnappschüsse der Vergangenheit – Umzug	401
	3.2 Schnappschüsse der Vergangenheit – Martha	419
	3.3 Schnappschüsse der Vergangenheit – Gaby	483
	3.4 Schnappschüsse der Vergangenheit – Gunda	557
4	OKTOBER BIS DEZEMBER 1972 - LIST (SYLT) / HAMBURG	615
	4.1 Schnappschüsse der Vergangenheit – Sylt 1966.....	617
5	JANUAR BIS JULI 1973 – TARP / HAMBURG - TEIL 1	819
	5.1 Schnappschüsse der Vergangenheit – Kirchdorf	879
6	OKTOBER BIS DEZEMBER 1973 - HAMBURG - TEIL 3	953
7	EPILOG MITTE DEZEMBER 1973 - HAMBURG	969
8	EIN SPEZIELLER DANK.....	971
9	BLICK ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT	973

¹ Bitte der Reihe nach Seite für Seite lesen, auch wenn das Inhaltsverzeichnis was anderes sagt. Kapitel 2 ist Bernhards Gegenwart, von der alles abgeht. Und am Schluss von Kapitel 5 schließt sich der Kreis.

Ein Zeitblick in die 1950er, 60er und Anfang der 70er.

Dieses sehr persönliche, offene, sexuell sehr freizügige Buch ist für alle Verliebten auf der Welt. Für Abenteurer, Spaßvögel, Ex-Soldaten und Möchtegernplayboys. Für alle, die Pop- und Rockmusik mögen. Für Vergangenheitsforscher und Leute, die Stadtrundfahrten lieben. Für Wissbegierige, die gern noch dazu lernen. Eigentlich für alle, die eine neue Form von Roman lesen möchten.

Der autobiografische Roman spielt am Anfang der 70er-Jahre und ist geprägt durch sehr viel Zeit- und Lokalkolorit. Viele der Lokalitäten, über die hier berichtet wird, wird es heute so, oder überhaupt, nicht mehr geben.

Bernhard Heinrich ist ein junger Mann, der seinen Wehrdienst in drei Standorten der Bundesmarine ableistet. Dies ist die Geschichte eines jungen Mannes, der auf der Suche nach einer wahren, tiefen Partnerschaft ist. Der Liebe und Harmonie sucht. Der Träume, Wünsche, Erinnerungen und Sehnsüchte hat. Nicht nur die Sehnsucht nach einer Partnerin und Liebe, sondern die Sehnsucht nach **dem Leben an sich und den Dingen, die dazu** gehören. Immer wieder kreuzen Frauen seinen Weg, muss er sich gegen sie, seine Gefühle und das Schicksal wehren.

Auf dem Weg dorthin bekommen wir in Rückblicken Einblicke in seine Kindheit, seine Familie, Jugend, Schule und Ausbildung. Wir lernen seine Schwächen und Stärken kennen. Wir bekommen Einblicke in seine Entwicklung und das Leben der 50er, 60er und 70er Jahre. Als im Sternzeichen Zwilling geboren, ist er eine gespaltene Persönlichkeit.²

² Fußnoten werde ich benutzen, um Erklärungen, weitere Informationen und urheberrechtliche Hinweise zu geben.

1 PROLOG

Ich feierte Geburtstag, meinen 64sten in 2015. Freunde und die wenige Familie, die ich noch hatte, halfen mir dabei. Eigentlich liegen mir meine Geburtstage gar nicht, und erst recht nicht deren Feier. Es machte mir nur sehr bewusst, dass ich immer älter wurde, und bald auch nicht mehr unter den Lebenden weilen würde. Da meine Gesundheit vom Herzen her nicht mehr gut aufgestellt war. Meine Frau Ute (eine andere – auch da hatte ich, wie Eva, mehrere gekannt) bat mich darum, doch mal wieder zu feiern, wer weiß, wie oft wir noch Gelegenheit dazu hätten. Ja, ich hatte eine Frau, seit vierzig Jahren. Als Ehefrau seit siebenunddreißig Jahren. Die lernte ich aber erst nach dem Zeitraum kennen, der für mein Leben so wichtig war. Tat ich ihr also den Gefallen. Wir saßen alle zusammen, aßen und tranken, hörten Musik, wie immer fast ausschließlich Oldies der Sechziger und vor allen Dingen der Siebziger. Genau das war meine Musik, immer wenn ich normalen Pop hörte. Die anderen kannten davon natürlich auch einige Titel, aber doch nicht alle so wie ich. Diese Lieder brachten Erinnerungen bei mir zum Klingen, die ich schon vergraben hatte in meinem Gedächtnis. Zu jedem Lied erzählte ich dann eine kleine Geschichte, weil ich mit jedem Lied ein Ereignis aus meiner Jugend, aus meinem Leben, aus meinen Liebeleien verknüpfte. Meine Frau kannte auch nur vereinzelt einige Anekdoten, die sie merkwürdigerweise auch nicht zu interessieren schienen. Ich wusste nicht, wovor sie eigentlich Angst hatte. Konkurrenz brauchte sie von der Vergangenheit doch nicht zu befürchten, ich hatte doch schließlich sie geheiratet. Das wird schon einen tiefen Grund des Herzens gehabt haben. Ich war immer der Meinung, je mehr sie von mir erfuhr, desto besser konnte sie mich verstehen. Aber, wer wusste schon, wie Frauen, und besonders Ehefrauen, so tickten. Immer wieder kamen auch sehr alte Lieder zum Vorschein, die in die Zeit meiner Kindheit fielen, und somit auch in die meiner jüngeren Geschwister und Eltern, von denen schon einige gegangen waren:

Mutti und Vati, Rosita (genannt Süße) und Dieter, unsere beiden Jüngsten. Vielleicht saßen die jetzt da, wo auch immer, und feierten ein bisschen mit. Auch da hatten wir viel erlebt, hatte *ich* viel erlebt. Meine Anekdoten wurden länger. »Barney, erzähl doch mal von vorne, und fange damit an, alles zu erzählen, was noch verbuddelt ist«, forderten alle mich auf, denn ich hatte schon immer kleine Geschichtchen erzählt. Vielleicht würde das andere dann von selbst auftauchen. So viel Zeit haben wir gar nicht, sagte ich dann. Meine für mich wichtigsten Jahren waren sowieso nur 1971, 1972, bis Weihnachten 1973. In diese Zeiten fiel dann meine Marinezeit mit drei Stationen, die für mich sehr wichtig waren. Davon würde ich gern erzählen, eingestreut mit Ausflüge in die Kindheit und Jugend, die dann kurze oder auch längere *Momentaufnahmen der Vergangenheit* sein würden.

»Dann erzähle ich aber wirklich alles. Da kommen dann alle Wahrheiten ans Licht, alle Schweinereien luschern aus ihren dunklen Ecken hervor. Alle Geheimnisse, die ich Jahrzehnte über verschwiegen hatte. Dabei werde ich mich und andere nicht schonen, oder irgendwas verschönern. Auch ihr könntet darin vorkommen. Ich werde seelischen Striptease machen, und am Ende nackt dastehen. Ob ihr so viel Ehrlichkeit ertragen könnt? Ich habe in meinem Leben mehr Scheiße gefressen, als andere geschissen haben.

Denkt daran, vor vierzig, fünfzig oder gar sechzig Jahren war alles anders. Die Zeiten, die Menschen und ihre Handlungen waren einfach nicht mit den heutigen zu vergleichen. Und ... damals war ich entweder Kind oder, in den Jahren 1971 bis 1973, ein junger Spund von neunzehn bis zweiundzwanzig Jahren. Alles soll wahrhaftig so bleiben, wie es war und wirklich passierte. Mein Leben, und die Erinnerungen daran, sind alles, was ich habe.«

Alle nickten auffordernd. Es wurde ein langer Abend. Ich fing an zu erzählen.

2 AUGUST BIS SEPTEMBER 1973 - TARP / HAMBURG - TEIL 2

›Die Uhr im Pisspott, das Schiff ist weg, unterm Finger Mösendreck. Den Sold versoffen, vermatscht das Gehirn, von der Jungfrau verachtet, geliebt von der Dirn. Von außen vergammelt, von innen auf Draht, das ist der deutsche Marinesoldat.«³

Es war Freitag, der 3. August 1973. Ein schöner, warmer Sommertag. Die Sonne schien und es war sehr heiß. Wie immer an diesem Wochentag saß Bernhard Heinrich, 22 Jahre jung, nachmittags im Zug, der natürlich wie immer überfüllt war. Es war der Schnellzug von Flensburg nach Köln, über Hamburg, Bremen, Osnabrück und Düsseldorf. Scherzhaft wurde er von den reisenden Soldaten auch *Truppentransporter* genannt. Überfüllt war der Zug, weil bei der Bundeswehr am Freitagmittag immer der Wochenendurlaub begann, und die Soldaten fast alle so schnell wie möglich nach Hause gen Süden, meistens Westdeutschland, Rhein und Ruhrgebiet, wollten. Nur diejenigen, die Wache oder einen anderen Dienst hatten, mussten in den Kasernen bleiben. Zum größten Teil waren es Marinesoldaten, die im Zug saßen, denn hier im Norden Deutschlands waren natürlich die Marineeinheiten stationiert. Bernhard selbst war bei den Marinefliegern, besser beim 2. *Marinefliegergeschwader* in Tarp, einem kleinen Ort kurz vor Flensburg. Sahen sich die Soldaten der Marine gegenüber denen anderer Waffengattungen, wie Heer und Luftwaffe, schon als Elite an, so hob sie der Umstand, ihren Dienst bei den Marinefliegern zu leisten, noch eine Stufe höher im Ansehen. Diesen jungen Mann, Bernhard, Berni, Brötchen oder Kuni genannt, wollen wir ein Stück in seinem Leben beglei-

³ Einer der versauten, traditionellen Marinesprüche. Immer als Hauptkapiteleinführung.

ten, dabei werden wir noch öfter Gelegenheit dazu haben, uns seine Etappen des Weges bis hierher genauer zu betrachten.

Also dort in Tarp hatte Bernhard Heinrich einen relativ ruhigen Job, denn als Obergefreiter⁴ im Stab, in der Schreibstube des Kommandeurs der Horstgruppe, hatte man nicht viel zu tun. Und da er sowieso kein übertrieben pflichtbewusster Soldat war, konnte man auch nicht viel von ihm erwarten. Die ganze Woche über tat er seinen Dienst nur in Erwartung auf den Freitag, um dann jedes Wochenende nach Hause zu fahren. Bernhard war als Wachplanaufsteller der Horstgruppe (Stab-H), zu denen die Flugabwehrstaffel (Fla), die Bodenverteidigungsstaffel (Bv), die Kraftfahrzeugstaffel (Kfz) und die Sanitätsstaffel (San) gehörten, viel zu gerissen, um sich selbst für das Wochenende zum Dienst einzuteilen. Mit seinem Spieß, der ihm in der Schreibstube, offiziell Geschäftszimmer, gegenüber saß, verstand er sich auch sehr gut, privat bald besser als dienstlich. Kein Wunder auch, hatten sie schon zusammen unzählige Flaschen geleert, und über seine Liebschaften wusste Bernhard sicher besser Bescheid als er selbst. Wer ihn so erlebte, staunte nicht schlecht: Er passte eigentlich nicht in die Rolle des Stabszugfeldwebels. Denn er war erst mal Mensch, dann Soldat, und dann erst Vorgesetzter.

Oberbootsmann Kiesewetter war zweiunddreißig Jahre alt, hatte einen mächtigen Vollbart, dafür lüfteten sich die Haare auf dem Kopf schon. Diese hingen ihm manchmal über die Stirn, was er mit einer fahrigen Handbewegung wieder zurechtrückte. Er kam aus Kiel, war geschieden und hatte zwei kleine Kinder, die aber bei deren Mutter lebten. Er konnte doch über jeden Mist, den Bernhard verzapfte, lachen. Dann kam immer sein Standardspruch:

⁴ Mannschaftsdienstgrad bei der Marine (Anfang der 1970er) in der Reihenfolge: Matrose, Gefreiter, Obergefreiter, Hauptgefreiter

»Obergefreiter Heinrich, wenn Sie mal entlassen werden, dann wird es hier furchtbar trocken und still sein.«

Darauf pflegte Bernhard meistens zu grinsen. »Ach, ich werde öfter zu Besuch kommen und meine neuesten Sprüche und Witze mitbringen. Selbstverständlich auch eine Flasche, und dann werden wir beide im Stab-H mal wieder die Hölle losmachen.«

Der Spieß wollte ihn ja überreden, dass er sich noch weiter verpflichten sollte, aber da biss er bei ihm auf Granit.

Er hatte seine Verpflichtung auf 2 Jahre damals in Glückstadt angeleiert, aber dann Ende 1972 auf Sylt wieder rückgängig gemacht. Darüber war er jetzt froh. Bis zu seiner Entlassung waren es nur noch zwei Monate, da wird er doch nicht so doof sein, und noch *Nachschlag* holen. Nein, bei aller Liebe, war er froh, wenn er diese Zeit überstanden hatte, dann konnte er wieder sein Leben führen. Aber da fing sein Problem auch schon an. Er wusste noch nicht, was er in der Zeit nach der Bundeswehr machen sollte.

Obwohl Teil einer großen Familie, war er doch immer allein. So fühlte er sich nämlich. Er war der einzige, der sehr viel las. Er war der absolute Musikliebhaber und Kenner. Sonst hörte die Familie nur Schlager, und vielleicht noch etwas Pop. Er liebte die schönen Dinge des Lebens. Manchmal glaubte er, dass er gar nicht in diese Familie gehörte.

Jetzt jedenfalls saß er im Zug, der bald Hamburg-Hauptbahnhof erreichen würde. Er lehnte versunken im Polster und war am Überlegen. Was würde er dieses Wochenende wieder treiben? – Immer denselben Mist. Wie sehr ihm dies alles schon zum Halse heraushing. *Es ist paradox, wenn einem die Hämorrhoiden zum Halse heraushängen.* In den letzten Wochen war Bernhard nur damit beschäftigt gewesen, möglichst viele Mädchen anzumachen. Was auch immer prächtig bei ihm klappte. Wenn man schon in dieser Beziehung einen schlechten Ruf hatte, musste man was tun, um am Ball zu blei-

ben. Wurde er gefragt, warum er es dann immer wieder tat? Dann antwortete er: weil es ihm ungeheuren Spaß machte. Er hatte keine feste Freundin, und warum sollte er erst lange suchen, wenn Mädchen genug herumliefen. Er machte es dann so, heute die und morgen die, gerade wie seine Laune war. Meistens wechselte die sich öfter am Abend, also wechselte er auch die Mädchen. Die meisten von ihnen merkten gar nicht, was mit ihnen gespielt wurde. Sollte es eine mal bemerken und ihn mit traurigen oder bösen Augen ansehen, dann machte Bernhard sie darauf aufmerksam, dass sie hier nicht im Kindergarten waren, und außerdem hatte er die Spielregeln ja nicht erfunden.

Ob er nicht hin und wieder Mitleid hatte mit der einen oder anderen? Wenn ja, dann kam sie nächste Woche noch mal dran, und sonst ... Er wurde schon so oft enttäuscht, da wollte er jetzt mal mitspielen beim Erfreuen und Verlassen. Auf der einen Seite fand er dies Spiel ganz lustig, vor allen Dingen, weil er dabei Erfolg hatte. Dann gab es aber noch die andere Seite, und die kotzte ihn an. Oh, wie sehnte er sich nach einer Partnerin, die er lieben konnte, der er beweisen konnte, dass er treu sein konnte wie ein Langhaardackel im Sprichwort. Andere Mädchen gäbe es fortan für ihn nicht mehr. Aber welches Mädchen wollte schon mit ihm gehen, ihm, der einen solchen Ruf hatte. Bernhard wusste, dass er sich das Hamsterrad selbst baute, aus dem er nicht mehr heraus kam. Er fing es wahrscheinlich auch falsch an. Freitags ging er ins ›PENNY LANE‹ und pickte sich die Mädchen heraus. Dann am Sonnabend kam der zweite Akt. So um sechs Uhr abends holte er den Wodka aus dem Eisschrank und begann zu trinken. Er konnte ziemlich viel vertragen. Alles bei der Marine gelernt. Er hörte sich dann die internationale Hitparade im Radio an. War die Sendung gelaufen, war auch die Flasche meist leer, und er natürlich ziemlich angetrunken, was nicht heißen soll, dass er betrunken war. Er brauchte ja noch einen klaren Kopf für das, was er vor-

hatte. So ging er also leicht taumelnd ins ›PENNY‹ und trieb sein Unwesen. Bernhard konnte nie verstehen, warum sich Mädchen mit angetrunkenen Jungs abgaben. Aber vielleicht war wenigstens er dann besonders niedlich. Wenn er dann am Sonntag seine Begrüßungsrunde um die Tanzfläche machte, fing das Gerede natürlich an.

»Na, wieder nüchtern?« Und: »Bernhard, was hast du denn wieder für schlimme Sachen gemacht?«

Er grinste dann meistens verzerrt.

»Ich kann mich an nichts erinnern.«

Ja, so war das. Wochenende für Wochenende.

Er wusste ganz genau, am Wochenende war die Zeit, wo die Sehnsucht erwacht. Aber bei ihm war das anders, die brauchte nicht zu erwachen. Die Sehnsucht war bei ihm – sie schlief bei ihm nie.

Langsam stank ihm die Sache. Aber er wollte sich wenigstens austoben und amüsieren. Das tat er dann auch ...

»Hamburg-Hauptbahnhof. Hier ist Hamburg-Hauptbahnhof. Bitte beeilen beim Ein- und Aussteigen!«

Die Lautsprecherstimme riss ihn von seinen Gedanken hoch. Er nahm seine blaue Marine-Reisetasche – im Marinejargon auch *BuKo*⁵ genannt – aus dem Gepäcknetz und drängelte sich durch die johlende Meute den Gang hinunter.

»Mensch, du hast das gut, du kannst aussteigen, und wir müssen noch ganz nach Köln«, lallte, jetzt schon, einer der *Blauen Jungs*, einen Schluck aus der Bierdose nehmend.

»Jeder, wie er es verdient«, rief Bernhard ihm beim Aussteigen noch zu. Dann stand er auf dem Bahnsteig 11. Jetzt noch schnell mit dem Nahverkehrszug⁶ nach Hamburg-

⁵ Abkürzung für **Beischlafutensilienkoffer**

⁶ Er konnte jeden Zug in Richtung Stade, Buxtehude, Cuxhaven, oder manchmal nach Lüneburg nehmen, Hauptsache war, er hielt in Wilhelmsburg. S-Bahn nach Harburg gab es zu der Zeit noch nicht.

Wilhelmsburg, dann war er für zwei Tage zu Hause. Es konnte wieder ein tolles Wochenende werden.

Bernhard zog sich seinen grünen Blouson, der den Schnitt und das Aussehen einer kurzen amerikanischen Militärjacke mit Rangabzeichen und Einheitslogo hatte, an und warf noch einen skeptischen Blick in den Spiegel. Vor dem Gang in die Diskothek hatte er sich gewaschen. Er wusch sich immer gründlich, besonders untenherum. Das war nicht immer so gewesen. Vor Schüchternheit sah er sich früher noch nicht einmal selbst dort unten an. So kam es, dass er praktisch nie seine Vorhaut zurück zog, und die wusch. Nur manchmal sah er dann beim Pinkeln dort was schmutzig Weißes⁷ glänzen, so wie Quark, und er fragte sich, was das wohl war. Erst in den letzten Jahren entwickelte er sein körperliches und sexuelles Selbstbewusstsein. Den Waschhandschuh seifte er richtig schön ein, schäumte dann damit über seinen Unterleib, hob seinen Schwanz, schrubbte ringsum, schob die Vorhaut zurück, wienerte über die glänzende Eichel, fuhr weiter nach unten über den Sack, massierte ihn weich und warm mit dem Schaum. Dann ging es nach hinten, schob den weichen Stoff durch die Spalte bis zum Schließmuskel, rubbelte auch da gründlich, ließ seine Fingerspitze das erste Glied tief eintauchen, damit auch dort alles sauber wurde.

Seine Mutter hatte immer gesagt: *Da musst du sauber sein, auch die Unterwäsche⁸, wenn du mal einen Unfall hast und ins Krankenhaus kommst, wäre es peinlich, wenn du da unrein wärst.* Auf die Idee, dass ihr Junge erwachsen war, und er auch ein Sexualleben hatte, kam sie nicht. Und nur deswegen machte Bernhard es. Er wusste ja nie, was ihm so passierte, da muss-

⁷ Mit bloßem Auge sichtbare Ansammlungen von **Smegma** können sich vor allem bei mangelhafter Intimhygiene bilden. Durch bakterielle Besiedlung des Smegmas bildet sich zudem häufig intensiver Geruch.

⁸ Spruch seiner Mutter: »Ein Junge braucht saubere Unterhosen!«

te man schon vorbereitet sein. Wie er damals in Glückstadt mit Verena erlebte. Das dunkelbraune Haar hatte er sich auch gerade gewaschen und geföhnt. Er kämmte es noch einmal durch, und musste feststellen, dass es schon wieder ziemlich lang war. Zu lang für die Bundeswehr. Aber im Dienst trug er es immer hinter die Ohren gekämmt, und solange es nicht auffiel, war es gut. Jetzt sah man von seinen Ohren allerdings nichts. Brauchte ja nicht jeder gleich zu sehen, dass er beim Bund war, obwohl es doch alle wussten. Er steckte Schlüssel und Kamm ein, überzeugte sich, dass das Portemonnaie am richtigen Platz in der rückwärtigen Tasche seiner Hose steckte, und machte sich zu Fuß auf den Weg ins ›PENNY LANE‹.

Er war schon an der Tür, als sein Vater rief.

»Berni, hast du deinen Schlüssel?«

»Ja. Tschüss.« Bernhard hatte es plötzlich eilig. Denn diese Zeremonie wiederholte sich fast jeden Abend. War auch nicht verkehrt. Wenn er zurückkam, dann schliefen seine Eltern meist schon. Damals, als er zur Marine kam, wurde er regelrecht ausgebootet. Sein Zimmer bekamen Alfred und Dieter, seine beiden jüngeren Brüder, die sich vorher das andere, größere Zimmer mit Süße teilten. Werner war seit Anfang 1972 ausgezogen, wohnte jetzt in Uetersen. Auch Alfred war neulich ausgezogen, wohnte mit seiner Freundin Birgit in Wentorf hinter Bergedorf. Wenn er am Wochenende nach Hause kam, schlief er wieder in seinem Balkonzimmer, welches er sich jetzt mit Dieter teilte, der aber kaum anwesend war. Wichtig war nur, dass er eine Ecke zum Schlafen hatte.

Die Wohnungstür wurde von ihm ins Schloss gezogen, dann ging er die Treppe hinunter. Zum ›PENNY LANE‹ waren es zirka sieben, acht Minuten zu gehen. Am Hochhaus an der Ecke, welches die Hausnummern 2a bis 2c trug, verließ er die Siedlung am Schwentnerring und betrat die Neuenfelder Straße. Die Luft war warm, ein schöner Abend, und er bummelte etwas.

Schon bog er in die Kirchdorfer Straße ein. Jetzt waren es nur noch ein paar Schritte. Dort hinten konnte man das gelbe Haus mit der Nummer 148 und der von Hecken umrandeten Terrasse schon sehen. Die Diskothek selbst war früher ein Pferdestall.⁹ Es standen jetzt viele Autos auf dem kleinen Parkplatz.

Ziemlich voll schon, dachte Bernhard, als er die drei Stufen der Terrasse hinauf zum Eingang stieg. *PENNY LANE – DISKOTHEK* stand in Leuchtschrift an der gelben Hauswand. Bernhard schritt durch die offene Tür und sah einige Jugendliche im Flur und Vorraum stehen. Er wandte sich nach rechts zum Spiegel, der mannshoch an der Wand neben der Garderobe hing, machte sein Haar zurecht und wurde schon begrüßt.

»Hallo Bernhard«, sagte ein Mädchen hinter ihm. Er drehte sich um, nahm es in die drückenden Arme und sagte lachend in ihr duftendes Haar: »Hallo, du kleine Ratte.« Sie lachte zurück. Eigentlich hieß sie Brigitte Sievers, von allen nur *Biga* genannt. Weil sie klein und ein bisschen pummelig war, ein rundes Gesicht und leicht vorstehende Zähne, Sommersprossen und den lichten Flaum eines Damenbartes hatte, was ihr das Aussehen einer Spitzmaus gab, nannte Bernhard sie nur *Ratte*.

»Na, wie viele noch?«, fragte sie ihn und grinste schelmisch.

»Dreiundfünfzig Tage noch, und der Rest von heute.« Schon hatte er den Spruch der Soldaten, die bald entlassen wurden, heruntergeleiert.

»Wird ja immer weniger.«

»Da hast du recht. Bald hat die Welt mich wieder.«

»Und was willst du dann machen?« fragte sie interessiert.

»Ja, bei aller Liebe, ich bin froh, wenn ich diese Zeit überstanden habe. Ich weiß noch nicht, was ich nach der Bundeswehr machen soll. Wahrscheinlich werde ich wieder als Spedi-

⁹ Dann Anfang der 1960er (noch ohne Umrandung der Tanzfläche) war es das Club- und Ballhaus »*ZUR WILHELMS-BURG*«, betrieben von Otto Hopp – deswegen von der Jugend auch kurz *OTTO HOPP* oder *OTTO* genannt.

tionskaufmann arbeiten, denn das habe ich gelernt.«

Er tätschelte nochmals ihren Arm und ging dann den Gang hinunter zum großen Saal. Das ›PENNY LANE‹ hatte nämlich noch einen kleinen Saal, einen Billardraum und einen Spielsaal, wo man Kickern und Flippern konnte.

»Guten Abend, Bernhard.«

»Abend«, erwiderte er mundfaul. Von allen Seiten wurde er nun begrüßt. Es war schön, bekannt und beliebt zu sein.

Na, mal sehen, was der heutige Abend ihm wohl brachte.

Er betrat den Saal durch die braune Pendeltür im Westernstil und blieb kurz am Eingang stehen, um sich zu orientieren. Ziemlich voll¹⁰, wie er es sich dachte, als er die Autos draußen sah. Auf der Tanzfläche zappelten die ersten Tänzer und schüttelten sich ihre Glieder, als könnten sie durch Unbeweglichkeit steif werden. Auch hinten an der Bar, wo der Discjockey mit seiner Anlage, Plattenspielern und Schallplatten untergebracht war, konnte man kaum noch einen Platz bekommen. Nur hier und da war noch ein Hocker frei. Der große Saal war eigentlich einfach, aber gut aufgebaut. Er lag rechteckig mit einer kurzen Seite vor ihm. Von Außen nach Innen war der Aufbau der Längsseiten gleich: erst kamen direkt an der Wand die U-förmigen Sitznischen mit den schmalen Tischen, an denen zirka acht bis zehn Personen Platz fanden. Abschluss hatten diese durch hölzerne Säulen, die in dem Deckengebälk verschwanden. Dann folgte ein Gang mit ungefähr ein Meter Breite, der jeweils an der Tanzflächenseite von einfachen Vierertischen mit Stühlen begrenzt wurde. Nur die koppelartigen Längsbretter trennten die Tanzfläche ab. Diese Bretter wurden jeweils an den Längs- und Querseiten von zirka zwei Meter breiten Auslässen unterbrochen, so dass man die Tanzfläche von allen Seiten einfach betreten konnte. Der Außenrand der Fläche wurde

¹⁰ Ca. 700 Personen passten dort hinein, war 250 m² groß.

von in das Parkett eingelassenen bunten Lampen erleuchtet, die auch in der Mitte als längliches Salino ausgeführt waren¹¹. Über diesem hing eine große, spiegelnde Diskokugel, die sich drehte und ihre glitzernden Lichtpunkte überall hin verteilte. In den Ecken hingen unter der Saaldecke Stroboskopscheinwerfer, die helle Blitze aus ultravioletterm Licht schleuderten. Wodurch die Bewegungen der Tänzer wie zerhackt wirkten.

Hinter sich an der vorderen Bar, rechts neben dem Eingang, auch links gab es eine Sektbar, und auch hinter Mike und der kleinen Bühne gab es eine, die links und rechts durch je eine Kunststoff-Faltdür getrennt war, die nur zu großen Veranstaltungen geöffnet wurden, entdeckte Bernhard Volker. Volker Karynek war in der gleichen Kaserne wie er, nur nicht im Stab, sondern in seiner alten, dem Stab-H unterstellten Einheit, der Kraftfahrzeugstaffel.

»Gefreiter Karynek, stillgestanden!«, rief Bernhard laut und befehlend.

»Du altes Arschloch«, Volker drehte sich auf dem Hocker um, »wie bist du gekommen?«

»Heute noch gar nicht«, Bernhard grinste ihn an, »aber sonst mit dem Zug. Du warst ja schon weg.« Vorwurfsvoll klang seine Stimme, als er ihm antwortete. Sonst fuhr er nämlich meistens mit Volker im Wagen mit, seit dieser auch in Tarp war. Der wohnte nur ein paar Blocks entfernt in der gleichen Siedlung, aber in der Leipeltstraße, und das passte dann ganz gut.

»Du, wir hatten heute schon eine Stunde vor Mittag frei. Da bin ich dann gefahren«, entschuldigte sich Volker.

»Hättest mir doch einen Ton sagen können. Spieß Kiesewetter hätte mir bestimmt freigegeben.« Bernhard war sich da sicher.

¹¹ Laut Otto Hopp, dem Vorbesitzer: die größte Parkett-Tango-Beleuchtung Norddeutschlands.

»Ich habe nicht daran gedacht«, entgegnete Volker mit einem Hauch von Verlegenheit im Gesichtsausdruck.

»Na, macht auch nichts. Hauptsache ich bin hier.«

»Darauf wollen wir einen trinken«, bot Volker nun an.

»Danke, vielleicht nachher. Muss erst meine Runde machen.« Bernhard tippte ihn an und ging. Ging links den Gang zwischen den Nischen und Tischen entlang. So konnte man die gesamte Tanzfläche, die wie eine Pferdekoppel mit Brettern umrahmt war, umrunden, und außerdem jeden sehen und gesehen werden.

»Hallo Bernhard, wie geht's?« –

»Abend Brigitte. Wieso, sieht man das nicht?« –

»Hallo Wolfgang, hallo Monika.« –

»Alter, wie viele sind es noch?«

»53 Tage und der Rest von heute.« Dies würde er heute Abend garantiert noch öfter sagen müssen.

»Hallo Petra. – Wie geht's, Birgit?« – »Guten Abend, Bernhard, wieder hier?«

»Ich bin doch immer hier«, sagte er zu Silvia. Nun war er hinten an der Bar beim Discjockey angekommen. Hinter dem Tresen stand Mike, legte seine Platten auf und schaukelte seine Körpermassen im Takt der Musik. Da er ziemlich dick war und sich dafür nicht schämte, wurde er von seinen Fans liebevoll MIKE D.A. genannt, wobei das D.A. für ›Dicker Arsch‹ oder liebevoller *Dickarsch* stand.

»Guten Abend, Mike.«

»Guten Abend, Alter. Auf geht es in die nächste Runde.«

»Kannst recht haben. Erst mal abwarten, was sich so tut.« Bernhard grinste vergnügt.

An einem Pfosten, welche die Tischnischen begrenzten, stand Ina und lächelte ihn hinter ihrer Brille an. Auch Kristina Teeland war eines seiner Opfer, mit denen er schon seine Spielchen gemacht hatte. Bös' war ihr Erwachen, als er sie Sonntag dann nicht mehr kannte. Zweimal hatte sie das Vergnügen mit

ihm. Sie hatte dann gemerkt, was für ein Bursche er war. Seitdem herrschte ein eigenartiges Verhältnis zwischen beiden. Sie waren herzlich zueinander und versuchten doch, sich gegenseitig anzugiften.

Bernhard ging auf sie zu. Ina giftete auch sofort los.

»Ach, sieh da, mein kleiner Süßwassermatrose ist wieder da. Wie geht's dir denn? Was gibt es Neues auf deiner so wunderbaren Trauminsel Sylt?«

Sie glaubte tatsächlich, er wäre immer noch auf Sylt stationiert. Er wollte sie in dem Glauben lassen. Sie nahm sofort seine Hände und drückte sie.

»Mir geht es gut, wie du sehen kannst. Und auf Sylt ist im Moment nichts los.«

Er belehrte sie, zeigte sie ihm doch wieder, wie unterbelichtet sie war.

»Wieso denn?« Ina war heute mal wieder reizend.

»Na, ich bin doch hier, da kann dort doch nicht viel los sein.« Spruch! – Jeder, wie er es verdient hat.

»Ach du. Wem willst du denn heute wieder das Herz brechen?« Stiche, nichts als Stiche.

»Ina, du wirst alt und vergesslich. Heute ist erst Freitag. Samstag ist mein Jagdtag. Und außerdem habe ich noch keine im Auge.«

»Das kannst du mir doch nicht erzählen.« Ungläubig spuckte sie ihm dies fast ins Gesicht. Ina schüttelte den Kopf.

»Doch, jede kommt einmal dran. Und manche ...«, er zwinkerte, »... manche auch zweimal.«

»Scheusal«, sie stieß ihn mit dem Ellbogen an.

»Ina, ich komme gleich wieder, dann können wir uns weiter liebhaben und unsere reizende Unterhaltung weiterführen. Muss erst mal meine Runde beenden, mein Revier abstecken und mit dem Schwanz wedeln.« Bernhard grinste frech, drehte sich um und ging weiter an der Bar entlang zur rechten Seite des Saals. Ging genau drei Schritte, da passierte es.

»Bernhard«, vernahm er das laute Organ Inas.

»Was ist denn noch?« Nur nicht übertreiben. Er verdrehte die Augen, blieb dort stehen, schaute in die Richtung, in die er gerade gehen wollte. Sie interessierte ihn nicht.

»Möchtest du mal mit Ute tanzen?«

»Was? ... «, er runzelte fragend die Stirn.

»»Was« macht ein breites Maul«, erfrechte sich Ina, ihm zu antworten.

»... wer ist denn Ute?«, vollendete er seine Frage. Erstaunt schaute er sich um.

»Ich!« Hinter ihm war die Stimme. Eine hohe, klare Stimme, mit einem Hauch von Rauheit. Eine Stimme, die mehr versprach. Konnte sie das auch erfüllen? Er drehte sich um. Wieder: »Wer?«

Da beugte sich ein Mädchen – zu der Zeit waren junge Frauen¹² ganz einfach eben Mädchen – auf dem Barhocker vor, damit er sie besser sehen konnte.

Wieder: »Ich!«

Da saß ein Mädchen vor Bernhard. Braunes, langes gelocktes Haar umrahmte ein sehr hübsches Gesicht. Ein süßes Lächeln auf den noch süßeren Lippen. Ein weißes T-Shirt mit roten Querstreifen – *oder war es rot mit weißen Streifen?* – hatte es an, dazu blaue Jeans. Ihm wurde ganz anders. Solch ein *nettes?* Mädchen hier, und noch so neu. Und wie sie ihn ansah. Bernhard fixierte sie mit seinem Blick und wusste nicht, wie weiter. Da sprach sie plötzlich wieder.

»Oder möchtest *du* nicht mit mir tanzen?« Irgendwie betonte sie das ›du‹.

»Äh ... doch.« Er war noch sprachlos und lauschte kurz nach der Musik. Ute rutschte vom Hocker runter und trat auf ihn zu.

¹² Die man so in Diskotheken traf, waren auch noch keine Frauen, sondern meistens erst sechzehn bis achtzehn Jahre alt. Volljährig wurde man bis 1975 erst nach der Vollendung des 21. Lebensjahres.

»Das ist Ute«, sagte Ina überflüssigerweise. Während sie zur Tanzfläche gingen – Ute ging voraus – begutachtete Bernhard sie genau. Schlanke Figur mit mittelgroßem Busen, ganz so, wie Bernhard es mochte. Um etwas zu sagen, fragte er: »Ich weiß gar nicht, wie du tanzt?«

Ute lächelte ihn an. »*Wie alle.*« Auch eine Antwort. Als er für Gaby vor zwei Jahren in einer langen Nacht mit seiner Schwester Rosita und *Tony Christie* tanzen gelernt hatte, fragte sie ihn auch, wie er tanzen möchte. Und Bernhard hatte geantwortet: »*Wie alle.*«

Er wusste nicht, was mit ihm los war. Ein toller Hecht wurde schwach. Dabei fand Bernhard sich eigentlich nicht so toll. Denn er hatte es bis heute nicht geschafft, eine feste Partnerin über einen längeren Zeitraum zu halten. Er musste sich eingestehen, dass er nur im Aufreißen toll war – na ja. Sonst war Bernhard mit seinen Wünschen und Sehnsüchten ein ganz normaler junger Mann, wie es ihn zu dieser Zeit millionenfach in Deutschland gegeben haben wird.

Ihm war flau in der Magengegend und er hörte sein Herz laut in sich pochen. Die Ungewissheit flatterte in ihm wie ein großer schwarzer Vogel.

»... *tie a yellow ribbon* ...« von der Gruppe *Dawn* schwirrte aus den Lautsprechern, die in den Ecken unter der Saaldecke hingen. Ute und Bernhard versuchten es. Doch schon nach den ersten Takten merkte er, dass es gewohnte Schritte waren, die sie auf das Parkett legten. Und noch eines bemerkte er – sie konnte viel besser tanzen als er. Leicht wie eine Feder lag sie in seinen Armen und schwebte mit ihm über die Tanzfläche. Bernhard sah sie an, sie lächelte zurück. Wer war sie bloß? Gesehen hatte er sie hier doch noch nie, oder? Vor der Marine war er schon seit 1968, also vor fünf Jahren, fast jeden Abend hier gewesen, da wäre sie ihm doch aufgefallen.

»Wie bist du denn ausgerechnet auf mich gekommen?«, fragte er sie.

»Weil ich dich toll finde. Weil du gut tanzen kannst. Weil du eben du bist«, antwortete Ute. Bernhard schluckte, wurde darauf sehr verlegen und merkte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoss.

»Woher weißt du das denn?« Dumme Frage.

»Ich habe dich schon öfter beobachtet.« Die ganze Zeit blickte er ihr voll ins Gesicht. Beim Lächeln zeigten sich Grübchen links und rechts vom Mund, der so einladend zum Küssen war. *Sie ist schön*, dachte er, *sehr sogar*.

»Wieso, ich habe dich hier noch nie gesehen.« Das stand fest!

»Doch, aber du hast mich immer übersehen. Ich saß da meistens auf der rechten Seite mit meinem Verlobten.« Unvermittelt stockte sein Tanzschritt. Ihm war plötzlich, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand geprallt. *Ach du Scheiße*, ahnte er doch – verlobt war sie. So ein nettes Mädchen lief doch nicht allein durch die Welt.

»Ach, du bist also verlobt«, sagte Bernhard trotzdem, bemüht, die Festigkeit seiner Stimme zu halten.

»Nicht mehr. Vor zwei Wochen habe ich mich entlobt.« Sein Herzschlag flatterte und schien sogar zu stoppen. Immer noch sah er sie an. Und plötzlich war es da. Aus dem Nichts sprang ihn das Gefühl an. Ein Gefühl, das er noch nie hatte im Leben. Er wusste ganz klar, dass er Ute liebte, ein Mädchen, welches er vor einer Viertelstunde noch nicht gekannt hatte. War das die berühmte Liebe auf den ersten Blick? Er war wie verwandelt. Sein Puls raste und seine Knie gaben nach, über seine Haut jagte ein Kribbeln wie von einem elektrischen Schlag. Er fühlte sich hochgehoben, durch die Luft gewirbelt, um dann wieder auf die Tanzfläche in Utes Arme gestellt zu werden. Gedanken jagten ihm durch den Kopf. Sie war frei. Noch zu haben. Aber, war sie auch schon bereit für eine neue Beziehung, eine neue Liebe? Vor allen Dingen – mit ihm? Bernhard wusste ganz einfach, dass sie ihm gehören würde. Noch nie war ihm etwas so sicher erschienen. Selbst bei *Martha* und

seiner dummen Wette nicht. Selbst bei *Eve* in *Westerland* nicht. Ihm war, als hätte Ute es ihm selbst zugeflüstert.

»Du bist beim Bund«, stellte Ute fest. Er nahm die Welt wieder bewusst wahr. Na, so ein großes Geheimnis war es hier ja nicht.

»Nein, bei den Marinefliegern.« Man hatte schließlich Standesbewusstsein. Ute schmunzelte.

»Aber bald ist Schluss. Noch 53 Tage und dann ... Abflug.« Passend zu den Marinefliegern.

»Da bist du aber froh, was?« Sie tat sehr nachfühlend.

»Das kann ich dir schriftlich geben«, bestätigte Bernhard ihr.

Sie hatten jetzt schon eine Weile getanzt und kamen langsam ins Schwitzen.

»Wollen wir nach dieser Platte erst mal aufhören?« fragte Ute.

»Von mir aus gern«, er nun wieder in seiner typischen Art.

»... *the free electric band* ...«, die Musik von *Albert Hammond* lief aus, und sie schoben sich von der Tanzfläche. Ute bedankte sich bei Bernhard. Sie gingen zu Ina, die an der Bar stand und auf sie wartete.

»Ich muss mir mal die Haare kämmen«, sagte Ute, und damit ließ sie die beiden allein. An dem locker fallenden Haar gab es nichts zu kämmen, aber wahrscheinlich brauchte sie etwas Abstand, um ihre Gefühle zu beruhigen, wenn sie überhaupt jetzt schon welche für ihn empfand.

»So ist's recht«, bemerkte Bernhard noch.

»Mensch, wo hast du die denn so lange versteckt?«, seine Frage richtete sich an Ina.

»Ute Meier? Sie ist eine alte Freundin von mir. Die ging doch bei deinem Bruder Werner in die Klasse. Sie ist nicht oft hier gewesen, weil sie doch verlobt war.«

»Kenne ich den?«, erkundigte sich Bernhard neugierig.

»Wahrscheinlich. Klaus Steegkofer. Dieser arrogante Schnösel. Den konnte ich noch nie ab. Ich habe nie verstanden, was

Ute an dem gefunden hat«, Ina spuckte das aus, als hätte sie Gift im Mund.

»Vielleicht war das von dir nur Eifersucht«, wie Bernhard nun ausführte, »kannst du dich nicht mehr an die Geburtstagsfeier bei *Angie* vor drei Jahren erinnern?«

»Welche Angie denn?«, wurde er von Ina unterbrochen.

»Na, Angelika Hahnbley. Die ging doch mit dir und Werner in eine Klasse. Sie hatte zu ihrem Geburtstag einige Schulfreunde eingeladen. Komischerweise aber nicht Werner, sondern mich, obwohl sie mich doch kaum kannte. Wir feierten im Hause ihrer Eltern im Ernteweg 10, und du warst auch da. Du gucktest mich schon damals so giftig an. Als die anderen nachmittags im Garten tobten, um die Pfunde wieder loszuwerden, die sie sich mit Torte und Sahne angefressen hatten, waren Angie und ich oben in ihrem Zimmer und beschäftigten uns mit vergnüglicheren Sachen. Ich kann mich noch daran erinnern, dass gerade du uns immer wieder irgendwie gestört hast. Entweder wolltest du nicht, dass ich mit Angie zugange war, oder aber du hast mich selbst im Auge gehabt!«

»Was«, sagte Ina erstaunt, »jetzt siehst du mich aber sehr verblüfft. Das warst *du* damals bei Angelika? Ich wusste gar nicht, dass du sie überhaupt kennst.«

»Da kannst du mal sehen. So verändert habe ich mich doch gar nicht. Und außerdem weißt du vieles nicht. Als ich in die letzte Klasse der Realschule ging – 1968/1969 – lief mir Angie, die nur von mir so genannt wurde, öfter über den Weg«, erklärte nun Bernhard. »Vom ersten Ansehen gefielen mir ihr blonder Bubikopf und ihre unheimlich schönen langen Beine, die bis zum an die Grenze der Sittsamkeit gehenden kurzen Minirock gingen. Ich glaube, ich habe bis heute keine schöneren Beine gesehen. Sie hatte immer so einen Schalk im Blick, wenn sie mich ansah. Beim Laternenumzug im Herbst des Jahres kamen wir uns dann näher. Erst letztes Jahr im November sah ich sie wieder hier bei ›OTTO‹, und wir verstanden uns

ganz gut. Aber das ist eine andere Geschichte.« Jetzt gehörte das ›PENNY LANE‹ Rudi und Thea Rappl, früher war der Vorbesitzer Otto Hopp, deshalb hieß die Disko auch in manchen Köpfen noch immer ›OTTO‹.

Er hoffte, ihr Wissensdurst war damit gestillt.

»Ich sehe schon, du warst also schon immer ein toller Hirsch«, sagte Ina Teeland und knuffte ihm in die Seite.

»Da fällt mir gerade ein, den Klaus Steegkofer kenne ich auch. Vor zwei Jahren hatten wir Stammgäste hier die Angelegenheit, am Sonntagmorgen so um drei Uhr, wenn hier Feierabend war, noch an die Ostsee zu fahren. Einige fuhren in ihren Wagen und nahmen die anderen gegen Benzingeld mit. Auf so einer Ostseefahrt war ich dann im Wagen von Klaus.«

»Dann weißt du ja, was für ein Blödi das ist«, bestätigte Ina.

»Mensch, hallo Bernhard.« Der Kellner Uwe war bis zu ihnen durchgedrungen. »Wie geht's dir denn?«

»Danke der Nachfrage, aber du weißt doch: Schlechten Leuten geht es immer gut. Nee, Spaß beiseite, mir geht es wirklich gut. Ich habe mich noch nie so gut wie in der letzten Zeit gefühlt.« *Er fühlte sich wohl, wie eine Fliege auf einem Haufen Pferdescheiße.*

»Ein Exklusiv wie immer?«

»Klar doch, aber kalt muss es sein.« Bernhard trank hier immer *Astra Exklusiv*, welches mit einem Preis von 2,50 Mark zwar dreißig Pfennig teurer als normales Astra oder Holsten war, aber er sagte sich: *›Es war bekanntlich ja schon immer etwas teurer, einen besonderen Geschmack zu haben‹*¹³. Irgendwie musste man sich ja von den anderen Biertrinkern absetzen. Und außer-

¹³ Dieser Werbespruch stammte ursprünglich von der Zigarettenmarke ATIKA, passte aber auch zu anderen Sachen und Personen ganz gut.

dem mochte er den länglichen, grünen Flaschenkörper¹⁴. *Beck's* Bier, was bei Biertrinkern auch ›*Ponypisse*‹ genannt wurde, und *Jever* hatten zwar auch die Flasche, aber diese waren ihm zu bitter.

Uwe ging, um das Bier zu holen.

»Um nochmals auf Ute zu kommen. Warum ist sie ausgerechnet heute hier?« Bernhards Neugier drängelte, weil sie immer noch keine Befriedigung gefunden hatte.

»Weil ich ihr gesagt habe, dass du freitags immer hier bist«, antwortete Ina schelmisch.

»Warum das denn?«, fragte er nun erstaunt.

»Na, weil sie es wissen wollte.« Das wurde ja immer merkwürdiger. Statt sie beantwortet zu bekommen, wurden seine Fragen immer mehr.

»Du, ich werde dir mal was sagen«, er war ganz aus dem Häuschen, »die will ich haben, die oder keine. Ich war mir noch nie so sicher.«

»Nein, Bernhard, bitte nicht!« Ina war sichtlich entsetzt. »Du und Ute? Das kannst du ihr nicht antun. Dass du mit mir gespielt hast, da trage ich selber die Schuld. Aber bitte nicht mit Ute. Und außerdem, die bekommst du nicht.«

»Ach, was du schon wieder denkst. Für meine Spielchen habe ich jetzt keine Zeit mehr. Bei Ute meine ich es ernst. Endlich mal ein Mädchen, wo ich ganz sicher weiß, dass ich es mag. Und ich habe das Gefühl, sie ist auch nicht abgeneigt. Vielleicht kannst du sie ein bisschen aushorchen.« Bernhard sah sie bittend an.

»Nein, halt mich da raus. In dieser Sache kannst du keine Hilfe von mir erwarten.« Ina sagte dies ganz bestimmt.

¹⁴ Früher in den 50er- und 60er-Jahren waren grüne Flaschen für Bier verpönt. Da wollten alle Männer nur braune Flaschen haben, wie Bernhard aus der Zeit ihres Stubenladens im Lager aus Erfahrung selbst wusste.

Bernhard sah Ute den Gang herunter auf sie zukommen. Sie ging zur Theke, steckte die Haarbürste in ihre braune Handtasche und setzte sich wieder auf den Barhocker. Sie blickte zu ihnen herüber, dann nahm sie einen Schluck aus ihrem Glas und stellte es zurück. Sie schaute Bernhard an und lächelte ihm freundlich zu. Er musste nun auch erst mal raus, um seine Gedanken zu sortieren. Er trat auf Ute zu, beugte sich zu ihrem Kopf hinunter, verschwand mit seinen Lippen fast in ihrem Haar und sagte:

»Lauf nicht weg. Ich bin gleich wieder zurück.« Ihr Haar roch frisch gewaschen, sie lächelte. Wieder flatterte sein Herz, wurde ihm schummrig. Schnell verließ er den Saal. Mit festem Schritt durchquerte er den langen Flur, stieg die drei Stufen hoch, öffnete die Tür, trat beiseite, um ein Pärchen vorbei zu lassen, das gerade die Diskothek betrat, und ging dann über die Terrasse, um vor der grünen Hecke stehen zu bleiben und tief Luft zu holen. Seine Gedanken ergriffen befreit die Flucht.

Wie konnte er bei Ute nur so sicher sein, er, der immer so unsicher war, es aber nie zeigte, sondern es geschickt überspielte. Seine Unsicherheit immer wieder gestärkt durch Enttäuschungen. Auch sein Ruf, wer wusste schon, dass er eine Spiegelung seiner Gefühle war. Na gut, er hatte schon viel mit der holden Weiblichkeit gehabt, und es war ihm manchmal selbst unheimlich, wie er es immer wieder fertigbrachte. Aber was war da schon dran? Mehr als harmlose Spielereien waren es doch nie oder selten gewesen. Ja, natürlich gab es auch einige, mit denen war er ins Bett gegangen. Nach seiner Initialisierung durch Fräulein Eva Schulz 1966 auf Sylt, wusste er natürlich, wie es geht. Aber er konnte zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, dass er weitere sechs Jahre drauf warten musste, mit einer Frau zu schlafen.

Alles nichts großartiges, er wusste nie, was er richtig oder falsch machte. Früher war das so, dass er nach dem Kennenlernen eines Mädchens einfach zu viel Gefühl investierte, was

dann nie in der gleichen Tiefe erwidert wurde. Nach dem Verlassen gab es dann die großen Enttäuschungen, die ihn ans Herz griffen und seine Seele verwundeten. Damit ihm dies nicht mehr passierte, war er mit seinen Spielchen angefangen. Über seine ersten, flüchtigen sexuellen Versuche war er trotz seiner zweiundzwanzig Jahre also nie hinaus gekommen. Konnte er je sagen, dass er eines der Mädchen liebte? Zugegeben, einige hatte er sehr gern, aber sonst ... Jede Nacht ging er nur mit der Sehnsucht ins Bett. Sie war seine einzige feste Geliebte.

Sein Gedankenfluss wurde jäh unterbrochen, als ihm jemand auf die Schulter klopfte. Erschrocken drehte er sich um, sah, dass es nur der Kellner war.

»Da bist du ja. Ich habe dich schon überall gesucht. Das Bier habe ich bei Ina auf den Tresen gestellt«, sagte Uwe.

»Ja danke. Ich habe nur ein bisschen Luft geschnappt«, antwortete Bernhard. Er riss sich innerlich los, knuffte Uwe in die Rippen und ging mit ihm zurück in den Saal, wo Uwe ihn verließ, um weitere Bestellungen aufzunehmen.

Bernhard marschierte zurück zum hinteren Tresen, wo schon sein Bier und die beiden Mädchen warteten. Er nahm die grüne, beschlagene Flasche von der Theke, wischte mit der Handfläche über die Öffnung, führte das Bier an den Mund und nahm durstig einen tiefen Schluck. »Ah, das tut gut.« Kalt floss das Bier durch seinen Schlund. Er stellte die Flasche zurück. Hörte jetzt endlich wieder bewusst die Musik. Gerade begann ein langsames, weiches Schmusestück. ›*Yesterday once more*‹ sangen die *Carpenters*. Die weiche Stimme von Karen Carpenter mochte er ganz besonders.

»... *when I was young I listen to the radio, there played my favored songs* ...« Auf der Tanzfläche rückten die ersten Tänzer näher zusammen und begannen sich zu drehen.

»Wollen wir auch?«, fragte Bernhard – zeigte mit der Hand auf die Tanzfläche, drehte sie in der Luft – nun Ute, die ihn

schweigend beobachtete.

»Aber gerne«, antwortete sie, rutschte vom Hocker, kam auf ihn zu und streifte ihn im Vorbeigehen. Er glitt hinterher. Auf der Tanzfläche schoben sie sich in die Arme, und sich kaum bewegend schwebten sie über das Parkett. Er zog Ute langsam näher zu sich heran, spürte ihren weichen Busen an seiner Brust und fühlte ihren Unterleib durch die Jeans an sich reibend.

»... when they played I'd sing alone, it made me smile.«

Die Melodie dieses sanften Liedes lullte sie ein und trug sie in eine andere Welt, eine Welt, die sie für sich allein hatten, die alles andere ausschloss. Eng umschlungen tanzten sie selbstvergessend. Hüfte an Hüfte, Arm in Arm, Schulter an Schulter. Bernhard mit seinem Gesicht fast in Utes Haar, das frisch gewaschen duftete, und ihm beinahe den Atem raubte. Sich kaum bewegend, schoben sie sich durch Lücken der anderen tanzenden Paare.

»... those were such happy times and not so long ago«, immer noch sangen die Carpenters von vergangenen Zeiten, die sie gern zurück hätten.

»... how I wondered where they'd gone, but they're back again just like a long lost friend, all the songs I love so well.«

»Ein toller Text. Für mich sehr nachfühlbar. Genau so geht es mir manchmal«, hauchte Bernhard Ute ins Ohr.

»Ja?« Ute hob den Blick und schaute ihn fragend an, als würde sie kein einziges Wort verstehen.

»Als ich jung war, hörte ich Radio und wartete auf meine Lieblingslieder«, übersetzte er nun, *»wenn sie spielten, sang ich allein und ich lächelte. Es waren glückliche Zeiten und nicht lange her, dass ich mich wunderte, wo sie geblieben waren. Aber nun sind sie zurück, wie ein lang verlorener Freund: all' die Lieder, die ich so liebte.«*

»Du, das gefällt mir«, sagte Ute und berührte mit ihren Lippen kurz sein Ohr. Dieser warme Hauch setzte ihn regelrecht in

Flammen. Brennend zog er sie noch dichter heran, und weiter tanzten sie nun Becken an Becken, Brust an Brust. Ein leichter Schauer wanderte durch seinen ganzen Körper. Wenn er noch länger diese Weichheit spüren musste, ohne darin zu versinken, würde er ganz auflodern und dann als Häufchen Asche auf der Tanzfläche zurück bleiben. Wieder ließ er sich von der Melodie tragen und versank in seinen Träumen.

»... *when they get to the part where he is breaking her heart, it can really make me cry, just like before. It's yesterday once more.*« Kaum war diese Zeile aus gesungen, da hauchte er Ute die Übersetzung ins Haar.

»...und wenn sie zu der Stelle kommen, wo er ihr das Herz bricht, kann die mich wirklich zum Weinen bringen, genau wie früher. *Es ist wieder Gestern.*« Er küsste ihr aufs Haar, sah ihr Ohr läppchen hervorblitzen und würde am liebsten daran knabbern, ermahnte sich aber selbst, nicht zu schnell zur Sache zu kommen, um Ute nicht zu verschrecken. Wenn zwei zusammen gehen, sollte nicht der Schnellste den Weg vorgeben. Die Carpenters wiederholten ihre letzte Zeile als Refrain:

»... *all my best memories come back clearly to me, some can even make me cry, just like before. It's yesterday once more*«, dann lief die Tonabnehmernadel nach ein paar Takten in die Leerrille. Bernhard und Ute blieben noch eine Weile umschlungen stehen und starrten das Parkett an, als ob sie dort ihre besten Erinnerungen wiederfanden. Erinnerungen an ein gemeinsames Leben, welches für sie noch gar nicht begonnen hatte. Endlich lösten sie sich aus der gegenseitigen Umarmung und verließen die Tanzfläche. Ute setzte sich wieder auf ihren Hocker und sah ganz zufrieden aus. Bernhard nahm seine Bierflasche und nahm erneut einen tiefen Schluck von dem kühlen Nass. Er behielt die Flasche in der Hand, und begann das Etikett abzapfen, wie er es immer schon machte, wenn er nervös war.

Ina Teeland sprach unterdessen mit einem blonden Jungen,

der bebrillt war und schlaksig in der Gegend herumstand. Vom Sehen war er Bernhard bekannt, wusste aber sonst nicht, wo er ihn hin stecken sollte. War auch im Moment unwichtig. Bernhard stellte die Flasche zurück, schob sich neben Ute an den Tresen und sah sie von der Seite an.

»Und was machst du, wenn du nicht hier bist?«, fragte er sie.

»Dann bin ich zu Hause, höre Musik, lese oder nähe«, gab Ute ihm Auskunft.

»Nein, ich meine tagsüber, beruflich«, Bernhard verbesserte seine Frage.

»Ich bin in der Lehre. Ich lerne Schneiderin bei einer Firma in der Innenstadt.«

»Und, wie gefällt es dir da so?« interessierte sich Bernhard.

»Ach, eigentlich ganz gut. Nur im Moment habe ich eine sehr lustlose Phase. Ein halbes Jahr lang muss ich an der Nähmaschine sitzen und die Fertigkeiten einer Näherin erlernen. Da sitzt man dann mit fünfzig anderen Mädchen in einem großen Saal, und überall rattert es. Du kommst dir vor wie in einer Fabrik.«

»Das glaube ich dir gern. Aber gehört das nicht auch zur Ausbildung einer Schneiderin, nicht nur zuzuschneiden, sondern auch zusammenzunähen? Bitte verbessere mich ruhig, wenn es nicht stimmen sollte, denn vom Schneidern habe ich logischerweise keine Ahnung«, gab Bernhard zu.

»Da hast du natürlich recht«, stimmte Ute ihm zu, »aber ein halbes Jahr ist dafür ziemlich übertrieben. Wer das nach ... sagen wir mal ... zwei Monaten noch nicht kann, lernt das sowieso nicht mehr.«

»Und wo ist deine Arbeitsstelle?« Bernhard wollte doch alles von ihr wissen, oder wenigstens so viel wie möglich.

»In den Hohen Bleichen 22, gleich über dem Lederwarengeschäft«, klärte sie ihn auf. »Und du bist Speditionskaufmann, wie ich gehört habe?«

»Ja, gelernt habe ich bei Helmut Kuhnwaldt, hier in Georgs-

werder. Der Auto-Transporteur ...«

»... ja, kenne ich, blau-gelbe Transporter«, unterbrach ihn Ute.

»Stimmt genau. Aber vor meiner Einberufung war ich bei der Spedition *HELLMANN*, in der Industriestraße. Da werde ich wohl auch weiterarbeiten, wenn ich mit dem Bund fertig bin.«

»Und was hast du da gemacht?«

War das wahres Interesse an seiner Person und Leben, oder war das nur höfliches Geplauder? Bernhard war sich da nicht so wirklich sicher.

»In der Abteilung für innerdeutsche Sammelgutverladung.«

Bernhard drehte sich um, sah Ina wieder in Unterhaltung mit dem bebrillten Jungen von vorhin.

»Ute«, fragte er jetzt seine neue Bekanntschaft, »sag mal, kennst du den, mit dem sich Ina da unterhält?«

»Ja, das ist Ralph Buhk.«

KLING! Bernhard hörte richtig, wie es in seinem Kopf ›*klick*‹ machte.

Inga. Plötzlich sah er Inga Buhk vor seinem inneren Auge: sehr hübsche junge Frau, blonde, kurze Haare, stiller, freundlicher Typ. Modell *weich und warm*. Ralph war der Bruder der Tochter eines Konservenfabrikbesitzers hier aus Moorwerder. Wie Kirchdorf war auch Moorwerder ein Ortsteil von Wilhelmsburg. Im Bauernstegel 1 lag die Moorwerder Konservenfabrik – Inhaber Hans Buhk – und das Zuhause der beiden Kinder. In den letzten zwei Jahren hatte Bernhard öfter den Abend mit Inga hier verbracht, war im Juni 1971 sogar eine Woche mit ihr gegangen¹⁵, ohne das etwas Ernstes daraus entstand. Sie kam ihm auch immer irgendwie erhaben vor, etwas, was nicht zu ihm passen wollte. Trotzdem war er gern mit ihr zusammen gewesen.

¹⁵ Miteinander gehen = mit jemandem ein Freundschafts- oder Liebesverhältnis haben (und sich in der Öffentlichkeit mit ihm/ihr zeigen)

»Ach, ja. Natürlich kenne ich Ralph, aber hauptsächlich seine Schwester Inga. Sie ist eine wirklich gute Freundin. Wir haben uns öfter mal getroffen. Mehr auch nicht!«

Ute hob ihren Blick, sah ihn mit dunklen, wissenden Augen an. »Wenn du das sagst.«

Bernhard wurde es etwas unangenehm, er sprach nicht gern über seine Verflorenen, schon gar nicht mit der möglichen, nächsten Anwärtlerin.

»Lass uns lieber noch mal tanzen«, schlug er jetzt vor, als er hörte, was Mike da aufgelegt hatte.

»*Gute Nacht Freunde*« von *Inga & Wolf*, dem jungen Künstlerehepaar, das letztes Jahr damit einen riesigen Hit hatte, damit an der deutschen Vorentscheidung zum *Grand Prix Eurovision de la Chanson* 1972 teilnahmen und den 4. Platz erreichte.

Er hielt Ute die Hand hin, um ihr vom Hocker zu helfen. Sie ergriff sie, stieg grazil über die Querstange auf den Boden, ließ sich von ihm die fünf Schritte auf die Tanzfläche führen.

»... *gute Nacht Freunde, es ist Zeit für mich zu gehen ... was ich noch zu sagen hätte, dauert eine Zigarette ...*«, hatten *Inga & Wolf* ihr Lied schon angefangen. Ute begab sich schwungvoll in Bernhards Arm, der sie fest um die Taille hielt. Sie wiegten sich im Takt des sanften Liedes sanft hin und her.

»... *und ein letztes Mal im Stehen!*«, Bernhard konnte es sich nicht verkneifen, seinen eigenen Text einzufügen, und ihm Ute ins Haar zu flüstern.

»Ha-ha«, lachte sie laut auf, warf ihren Kopf zurück, dass ihr Haar nur so flog, und schaute ihn lächelnd an. Es kam ihm vor, als würde sie sich noch dichter an ihn ran pressen. Sein Knie drückte gegen ihre Oberschenkel, die sie bereitwillig leicht öffnete. Schon schmiegt sich ihre Beine fest aneinander, als gehörten sie so zusammen. Sein rechtes Bein war der Angelpunkt, um den sie sich jetzt drehten. Ute schien es zu gefallen, schloss sie doch träumerisch die Augen, schnurrte fast wie ein

Kätzchen.

»... für den Tag, für die Nacht unter Eurem Dach habt Dank. Für den Platz an Eurem Tisch, für jedes Glas, das ich trank ...«, ging das Lied weiter.

»... für das Bett, das Ihr mir zu eurer Tochter gestellt, als sei selbstverständlicher nichts auf der Welt ...«, Bernhard mit seinem leicht versautem Text.

»... und ein letztes Glas im Stehen ...«, kam nun der richtige Refrain von dem sympathischen Paar aus den Lautsprechern. Sanft ließ er seine Hand auf ihrem Rücken auf Wanderschaft gehen, rieb von oben nach unten, streckte seine Finger aus, um sie an der Seite zu streicheln. Ute öffnete ihre Augen, sah ihn unergründlich an. Gefiel es ihr, oder wollte sie vielleicht, dass er aufhörte. Jedenfalls sagte sie kein Wort, gab sich nur der Musik hin. Das Lied hauchte sein Leben aus, die beiden blieben umarmt auf der Tanzfläche stehen. Mike blieb bei der Schmusewelle, spielte jetzt ›*I'd love you to want me*‹ von Lobo. Die Tänzerschaft ruckte an, begann sich zu bewegen. Auch Ute und Bernhard wiegten sich in den Hüften, veränderten kaum ihre Haltung. Nur Bernhard wagte es, seine linke Hand herunter zu nehmen, mit der er Ute bisher geführt hatte. Diese ließ er nun gerade herunterhängen, um sie dann auch auf ihre Hüfte zu legen. So konnte er sie mit beiden Händen fester an sich drücken, was mit einem leichten Zucken ihrer Mundwinkel quittiert wurde.

»... now, it took time for me to know, what you tried so Not to Show ...«

»Es dauerte, bis ich wusste, was du versucht hast, nicht zu zeigen ...«, Bernhard spielte wieder den Übersetzer.

»Schönes Lied«, sagte Ute. »Was magst du denn so, was hörst du?«

»Ach, eigentlich, wenn ich zum Tanzen gehe, dann normalen Pop wie dieses hier, oder eben flotter, wonach man gut tanzen kann. Aber sonst liebe ich alles, was rockig, hart, lang, schnell,

oder sanft und symphonisch, und ... meine Mutter würde sagen: *laut* ist«, gab Bernhard Auskunft.

»Und was wäre das? Rock?«

»Na, um nur einige aufzuzählen: Deep Purple, Genesis¹⁶, Jethro Tull, King Crimson, Rare Earth, Can, Frumpy, Doors, Rare Bird, Pink Floyd, Colosseum, Golden Earring, Renaissance, Earth & Fire, Santana ... ach da gibt es so viele, die geile Musik machen.« Bernhard hätte Hunderte nennen können, und wäre nicht zum Schluss gekommen.

»Ist das nicht alles *Underground*?«, etwas hatte Ute doch schon davon gehört.

»Wenn du so willst, ist das der ganz große Tümpel, in dem sich die Musik bewegt. Aber sonst kann man da doch Unterschiede machen. Was ich eben erwähnt habe, ist Hard Rock, Deutsch- oder Krautrock, Progressive Rock, Psychedelic, Latin Rock und Jazzrock.«

»So weit komme ich ja noch mit, aber was bitte ist Krautrock?«, fragte Ute nun interessiert, während sie immer weiter tanzten, wenn man dieses Geschrammel ohne Bewegung überhaupt so nennen konnte.

»Die Deutschen wurden von den Amerikanern nach dem Krieg spöttisch *Fritz* oder *Krauts* genannt, weil sie viel Kohl, eben Kraut aßen. In Anlehnung daran, wurde ihre Musik, ihr Deutschrock, eben *Krautrock* genannt. Am Ende der 60er-Jahre wurden Hunderte von LPs heraus gebracht mit melodischem, ausufernden und experimentellen Rock. Und dieser Trend hält ungebrochen weiter an. Ich habe in den letzten drei Jahren

¹⁶ Von 1969 bis 1974 nach der ›*The Lamb Lies Down on Broadway*‹ waren Genesis die absoluten Könige des Progressive Rocks. Nach dem Weggang von Sänger *Peter Gabriel* und Gitarrist *Steve Hackett* verfiel die Band in eine Pop-Combo mit *Phil Collins* als Sänger. Bernhards liebste Scheibe von denen war und ist ›*Selling England by the Pound*‹ von 1973, seinem Schicksalsjahr. Der Sound mit seinen vielen ausufernden Melodiebögen würde ihm sein Leben lang begleiten.

garantiert an die vierhundert Langspiellplatten gekauft. Auf vielen von diesen Scheiben sind sehr lange Stücke drauf. Zwischen zehn und dreißig Minuten sind gar nichts. Ich liebe diese Monumentalstücke. Hör dir nur mal *Pink Floyd* mit ›*Atom Heart Mother*‹ an. Da bist du aber über dreißig Minuten lang mit Zuhören und Träumen beschäftigt. Oder *Deep Purple* mit dem ›*Concert for Group and Orchestra*‹, das ist sogar fast eine Stunde lang. Alle, die ich dir vorhin aufgezählt habe, lieben es, lange Stücke in die Rillen zu pressen. Immer so zwischen 15 und 25 Minuten. Aber die haben natürlich auch zum großen Teil normale Lieder.«

»Ich merke schon, da bist du ja Feuer und Flamme«, gab Ute ihre Meinung bekannt.

»Ja, da hast du recht, Musik ist mein Leben, ohne Musik kann ich gar nicht. Genau wie schöne Musik, liebe ich überhaupt alles, was schön ist: schöne Landschaften, schöne Bücher und Filme, schöne Worte, und natürlich schöne Frauen. Aber das wusstest du bestimmt schon.« Bernhard sah sie von oben herab an, denn sie war ja nicht so groß wie er. Sie sagte nichts dazu, sah ihn nur wieder mit diesem Blick von unten durch die Wimpern wissend an. erinnerte ihn irgendwie an Gaby, deren Blick ähnlich war. Sie waren so in ihrem Gespräch versunken, dass sie nicht hörten, was da an Musik durch den Saal schwirrte. Mike hatte mal einen deutschen Interpreten auf den Teller gelegt, der dieses Jahr sehr viel Erfolg mit seinen beiden Hits hatte. ›*Der Junge mit der Mundharmonika*‹ von Bernd Clüver brachte die Verliebten zum Schmelzen.

»... da war ein Traum, der so alt ist wie die Welt ...«, sang Bernd Clüver, und wurde von Bernhard unterbrochen:

»... der Junge mit dem Hund von Monika ...«, was wieder sein Text war.

»... singt von dem, was einst geschah ...«, führte der Sänger weiter aus. »... in silbernen Träumen von der Barke mit der gläsernen Fracht, die in sternenklarer Nacht deiner Traurig-

keit entflieht«. Dann noch mal der Refrain, in anderer Version von Bernhard:

»... der Junge mit dem Mundgeruch ist da ...«, worauf Ute laut auflachte, was einige andere Tänzer erstaunt zur Kenntnis nahmen, und sich fragten, wer bei so einem traurigen Lied so lustig sein konnte. Nach dieser Superschnulze legten sie erst einmal eine Pause ein. Bernhard musste auch dringend mal raus, um Luft zu holen. Ute setzte sich neben Ina wieder auf ihren Hocker, und trank ihren *Kirsch-Whisky*. Da würde sie am liebsten drin baden, so gern mochte sie das. Also Bernhard wäre das viel zu süß. So nickte er ihr zu, und ging von hier aus den linken Gang hinunter, weil er diesen heute bei seiner abgebrochenen Begrüßungs-Runde nicht berücksichtigt hatte. Die meisten Bekannten hatte er schon auf der Tanzfläche begrüßt. Vorn an der Bar neben dem Eingang saß immer noch sein Kamerad Volker Karynek, und trank sein Bier, das wievielte auch immer.

»Wie sieht es jetzt mit dem Bier aus?«, fragte er Bernhard, als der bei ihm ankam. Er hatte ihm vorhin ja eine Flasche ausgeben wollen.

»Ein Exklusiv, gern«, nahm Bernhard das Angebot an.

»Sag mal, wer ist denn die Kleine, mit der du schon den ganzen Abend tanzt?«, gab sich Volker jetzt neugierig.

»Etwa dein neues Opfer?« Volker wusste natürlich, was Bernhard an den Wochenenden so trieb.

»Nee, auf keinen Fall!« Heftig verneinte er es. Konnte jeder hören, dass er es auch so meinte.

»Nein, das ist Ute ... Ute Meier, die ging mal mit meinem Bruder Werner oder Dieter in die Klasse ... so genau weiß ich das im Moment nicht, dafür bin ich zu durcheinander.«

»So ...«, sagte Volker, »hat sie dich so durcheinander gebracht?«

»Das kannst du wohl laut sagen. Alles ziemlich merkwürdig. Meint, sie wäre immer hier gewesen – mit ihrem Verlobten ...

Ex-Verlobten. Hast du sie schon mal gesehen?« Bernhard fühlte, nach einem Schluck aus der grünen schlanken Flasche, Volker auf den Zahn. Der guckte mal über den Saal, durch die Tänzer hindurch, auf die andere Seite zur Bar, wo Ute saß und sich mit Ina unterhielt.

»Also, nicht dass ich wüsste«, bestätigte Volker ihm.

»Sie meint, sie hätte mich schon lange beobachtet. Was? Aber schau sie dir doch an, die ist doch einfach ... kann ich gar nicht beschreiben.«

»Na, Alter, die ist hübsch. Mindestens.«

Beide stießen ihre Bierflaschen mit dem Hals aneinander.

»Prost!« Sie nahmen jeder einen tiefen Schluck aus ihrer Flasche.

»Und, hast du mit ihr Pläne, oder Aktien? Wie weit bist du schon bei ihr?«, wollte Volker wissen. Er selbst war ja im Moment solo. Zuletzt war er mit Petra, der Karbolmaus aus dem Krankenhaus *Groß-Sand* zusammen, mit der auch Bernhard mal geturtelt und geknutscht hatte.

»Noch ist alles offen, aber ich habe natürlich ein sehr großes Interesse an ihr.«

»Weißt du was, ich gehe mal rüber zu ihr und teste sie an. Dann weißt du bestimmt, ob sie auch was von dir will«, kam der Vorschlag von Volker.

»Na, ich weiß nicht.« Bernhard zweifelte.

»Ich werde sie nur zum Tanzen auffordern. Mal sehen, wie sie reagiert, jetzt wo du nicht bei ihr bist.«

»Na, meinetwegen.« Volker rutschte vom Hocker, ging den von hier aus rechten Gang auf Mike zu, bog am Tresen nach links, bis zum Hocker, auf dem Ute saß, und mit den Beinen den Takt des gespielten Liedes wippte. Bernhard beobachtete die Szene ganz genau. Hören konnte er natürlich nichts, sah nur, wie Volker sie an die Schulter tippte, irgendwas zu ihr sagte. Ute drehte sich um, sah auf ihn hinab, weil sie ja höher saß, und schüttelte dann den Kopf, während ihre Lippen sich

bewegten. Er versuchte es weiter, redete auf sie ein. Von Ute kam ein Lächeln, bewegte Lippen und ein heftiges Schütteln ihrer wuscheligen Mähne. Dann drehte sie sich wieder um, und widmete sich Ina und ihrem Drink. Volker kam zurück. Nun schüttelte er seinen blond behaarten Kopf.

»Da ist nichts zu machen. Sie wollte noch nicht mal mit mir tanzen.«

»Wieso, was hast du denn zu ihr gesagt?«, wollte Bernhard wissen.

»Na, weit bin ich ja nicht gekommen. Ich habe sie gefragt, ob sie mal mit mir tanzen möchte. Aber sie sagte nur, dass sie in Begleitung wäre. Als ich dann weiter in sie drang, sagte sie nur, dass sie nie mit anderen tanzt, wenn sie mit ihrem Freund hier ist.«

»Mit welchem Freund denn?«, Bernhard verstand nur Bahnhof.

»Da bist du mit gemeint, ist doch logisch.« Volker war sich da sicher.

»Entweder hat sie das als Schutzbehauptung gesagt, oder du bist schon ihr Freund, ohne dass du es weißt.« Volker war im Moment der große Kenner. Bernhard war sich da gar nicht so sicher. Er trank den Rest Bier aus, der noch in der Flasche war, saugte den letzten Schaum vom Boden, wobei er ein schlürfendes Geräusch machte.

»Was macht eigentlich dein Bruder Thomas? Den habe ich ja schon lange nicht mehr gesehen.« Thomas war ein Jahr jünger als Volker, und sonst auch immer hier.

»Ich weiß auch nicht, wo der heute steckt, denn ursprünglich wollte er mit Birgit auch kommen.« Birgit Lodmikat war die Freundin von Thomas. Die beiden waren auch schon lange zusammen. Ein stilles, hübsches Mädchen mit kurzen Haaren, was auch Bernhard nicht so schlecht fand, sie immer beneidete.

»Na, ich will mal wieder zurück, sonst kennt Ute mich gar nicht mehr.« Bernhard stellte die leere Bierflasche auf den Tre-

sen, wo Thea, die Wirtin, sie gleich entsorgte.

»Mensch, hätte ich nun beinahe vergessen, ich fahr Montag früh um vier Uhr zurück in die Kaserne. Also, wenn du mit willst, dann um vier an der Bushaltestelle an der Neuenfelder Straße, wie immer.«

»Ja, danke, natürlich fahr ich mit!« Bernhard bedankte sich für das Angebot, drückte ihm die Hand, »man sieht sich.«

Bevor er nach hinten ging, begab er sich noch schnell auf die Toilette, denn das heutige Bier drückte wieder fürchterlich auf die Blase.

»... *er ist wieder da* ...«, sang Ina – sie versuchte es wenigstens – den alten Hit von *Marion März*, den diese im Dezember 1965 als *Marion* in die Hitparade brachte und dort mehrere Wochen halten konnte. Ute musste schmunzeln, nur Bernhard fand das nicht komisch, eben wie alles, was von ihr kam. Außerdem wunderte er sich, woher sie dieses Lied kannte.

»Warum – war ich denn weg?« Bernhard kam sich vor wie im Streichelzoo. Er sah, wie Ute auf ihre Armbanduhr schaute.

»Hast du noch was vor?«, sprach er sie direkt an, was eigentlich witzig sein sollte.

»Das ist ja schon halb zehn!«, erwiderte Ute, »ich muss gleich los. Nach Hause.«

»Was, so früh?« Bernhard war leicht enttäuscht.

»Ja, ich hatte für heute mit meinen Eltern 22 Uhr abgemacht, und das halte ich dann auch ein.«

»Brav.« Kam es etwas zu sarkastisch von ihm.

»Aber für ein, zwei Tänze reicht es noch«, sagte sie, und stand auch schon auf, um auf die Tanzfläche zu gehen.

»*Dreams are ten a penny*« von *Kincade* erzählte gerade seine Träume. Bernhard ging mit, weil sie ihm verlangend die Hand hin hielt. Da der Song wieder etwas flotter war, wo man nicht verknotet tanzte, nahm er ihre Hand zur Führung, trat einen Schritt zurück, und schon tanzten sie Kreise ziehend über den Boden. Es war wieder der 08/15-Diskothecken-Tanzschritt, den

er in einer Sommernacht mit seiner Schwester Rosita und einem Besen nach dem Hit ›Amarillo‹ von *Tony Christie* vorletztes Jahr für seinen Liebling Gaby gelernt hatte. Vorher konnte er überhaupt nicht tanzen, nun aber ging es ganz gut. Bei Rockliedern, wo man sich nur gegenüber stellte und sich bewegte, oder bei Schmusesongs, wo man sich umklammerte und sonst nichts machte, außer eben schmusen, dafür brauchte man nicht Tanzen zu können.

›... *Jenny, Jenny, dreams are ten a penny leave them in the lost and found. Jenny, Jenny, dreams are ten a penny get your feet back on the ground ...*‹, sang *John Kincade* nun seinen Refrain. Sie blieben stehen, warteten, was nun kam. Im gleichen Takt ging es weiter.

›*Over and over*‹ von den *James Boys* kam nun in die Ohrgänge gestürmt. Dieses fröhliche *Kinderlied* hatte doch zu einem kleinen Erfolg in den Hitparaden geführt. Die beiden Jungs sollten das englische Gegenstück zu den amerikanischen *Osmonds* werden. Produziert hatte das ganze *Daniel Boone*, der Anfang 1972 selber einen beachtlichen Hit in Deutschland hatte mit seinem ›*Beautiful Sunday*‹.

Die Takte der *James Boys* versprühten jedenfalls gute Laune, und so wurden auf der Tanzfläche große Kreise gezeichnet. Hätten sie jetzt alle Wollüberzieher über den Schuhen, hätte man das Parkett damit bohnen können. Na, die Tanzfläche war auch so blank genug.

»Woher weißt du das denn alles?«, wurde Ute nun doch neugierig.

»Du, wer mit offenen Augen und Ohren durch die Welt geht, wie ich, bekommt schon eine Menge mit. Alles, was mich interessiert, wird erst mal abgespeichert. Und bei Musik bin ich sowieso ganz Ohr. Außerdem lese ich ja sehr viel, und merke mir eben bestimmte Dinge.«

»Ich hätte das alles morgen schon wieder vergessen.« Ute machte sich bestimmt kleiner, als sie war.

»Man muss sich einfach Begebenheiten mit Erinnerungen verknüpfen, dann vergisst man sie auch nicht. So weiß ich auch immer, wann welches Lied ein Hit war.«

»Und von wann ist dieses Lied?« Ute wollte ihn entweder prüfen, oder auf den Arm nehmen.

»Na, das ist von jetzt, von 1973.« Verwundert schüttelte Bernhard seinen Kopf.

»Und mit welchem Ereignis hast du das verknüpft?« Sie sah ihn schon wieder mit diesem, ihrem, Blick an. So von unten nach oben durch die Haare, die Augen so leicht verdreht. *Schlafzimmerblick*, würde er dazu sagen. erinnerte ihn wieder an Gaby, nur waren deren Haare kürzer und glatt.

»Mit dir. Wir haben an unserem ersten Abend des Kennenlernens nach diesem Lied getanzt. Das merke ich mir jetzt. Aber als ›*unser Lied*‹ möchte ich denn doch ›*Yesterday once more*‹ von den *Carpenters* wählen.«

»Schön«, sagte sie darauf. Mehr nicht. Die Musik lag in den letzten Zuckungen. Die James Boys verabschiedeten sich. Und auch Ute musste sich jetzt von Bernhard verabschieden. Sie gingen zum Tresen, sie trank ihr Glas leer, nahm ihre Handtasche.

»So, ich muss ...«, weiter kam sie nicht, weil sie von ihm unterbrochen wurde.

»... und was ist mit morgen? Da spielen doch die *Casey Jones & the Governors* hier. Ich habe gedacht, wir sehen uns morgen wieder.«

»Nee, da kann ich nicht. Ich verspreche aber, am Sonntag kurz hier reinzuschauen. Sonst verspreche ich nichts.« Kurz und knapp. Sie machte Anstalten, zu gehen.

»Soll ich dich noch schnell bringen?«

»Nein, lass man, ich wohne nicht weit, das würde sich für dich nicht lohnen.« So, das war es. Es klang etwa so wie ›*Da würde sowieso nichts laufen. Bleib mir bloß vom Hals!*‹. Sie ging tatsächlich den Gang hinab, um hinten über die drei Stu-

fen die Diskothek zu verlassen. Er wusste jetzt ... nichts. War sie nun an ihm interessiert, oder nicht. Außer ihren merkwürdigen Äußerungen und einigen intensiven Blicken war ja nichts wirklich gelaufen. Und dass sie am Wochenende, heute war Freitag, so früh zu Hause sein musste. Sie war doch schließlich verlobt gewesen, musste sie da auch so früh weg? *Bernhard, bleib ruhig*, sagte er sich, deine Zeit kommt noch. Dann warte ich eben bis Sonntagabend. Er bestellte sich also noch ein Bier, quatschte mit diesem oder jenem, tanzte auch mal mit der einen oder anderen Bekannten, eben wie sonst auch. Nur den Blick auf seinen morgigen Jagdtag unterließ er aus Bedacht. Hatte plötzlich auch kein Bedürfnis mehr dafür. Er fühlte sich, als wäre er in der letzten Zeit irgendwie *schmutzig* herum gelaufen, jetzt war er ins Wasser gefallen, und aller Schmutz war weg.

Am nächsten Abend, es war Sonnabend, der 4. August 1973, sein eigentlicher Jagdtag, war er extra ein bisschen früher losgegangen. Heute gab es ein Live-Konzert im ›PENNY LANE‹. Es sollten die bekannten *Casey Jones & The Governors* aus den 60er-Jahre auftreten. Diese fünf Musiker aus England hatten 1965 mit *Don't Ha Ha* einen Hit, der sogar in Deutschland bis auf Platz 2 der Hitparade kam.

Wer zuerst kommt, hat auch den besten Platz, dachte sich Bernhard. Obwohl man im ›PENNY‹ immer den richtigen Platz hatte. So groß war der Laden ja nicht, etwa 250 m² maß der Tanzsaal. Falls mal eine Band auftrat, taten die es auf der kleinen Bühne hinter dem Diskjockey. Bernhards Gedanken kreisten aber nicht um das Konzert, sondern um den gestrigen Abend, der so überraschend und hoffnungsvoll für ihn gelaufen war. Zwar völlig anders, als seine Freitagabende in den Wochen davor, aber doch befriedigend. Und das lag nur an Ute. Er wollte sie. Er wollte sie so sehr. Er wollte sie schon vom ersten Sehen an. Er begehrte sie. Er begehrte sie mehr, als er je zuvor ein Mädchen begehrt hatte. Und dieses Verlangen war nicht

nur körperliche Lust, sondern tiefe Sehnsucht. Er verzehrte sich nach ihr. Von ganzem Herzen, so tief, dass es ihn in der Brust schmerzte. Sie ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Irgendwie merkwürdig und sehr mysteriös. Allein, wie sie reagiert hatte, als er sie fragte, warum sie sich ausgerechnet ihn ausgesucht hatte. Und, was hieß schon *ausgesucht*?

»Weil ich dich toll finde. Weil du gut tanzen kannst. Weil du eben du bist«.

Diese Sätze klangen ihm jetzt noch im Ohr. Er war deswegen völlig verunsichert. Wie konnte irgendeine junge Frau ihn schon gut finden? Und welche Frau sagte ihm das so offen ins Gesicht? Das er gut tanzen konnte – na ja, das glaubte er ihr gerade noch. Aber das ›Weil du eben du bist‹ war ihm dann doch ein bisschen zu dick aufgetragen. Woher wollte sie denn wissen, wie er war? Was war denn so toll an ihm? Er war abgeklärt genug, um zu wissen, dass er nicht so toll war, wie die anderen ihn sahen. Ihm gefiel es in seinem angetrunkenen Zustand natürlich, wenn er es bei einer Frau wieder mal geschafft hatte. Jedenfalls bis zum nächsten Morgen, wenn er wieder nüchtern war. Und was hieß schon geschafft? Mehr als Herumgeknutschte und Gefummel kam dabei doch sowieso nicht heraus. Dann hasste er sich dafür. Und es nagte auch wieder die Sehnsucht nach einer andauernden Liebe an ihm. Es gab so viele hübsche Mädchen, er konnte sich einfach nicht entscheiden, wollte am liebsten alle nehmen. Bernhard hätte Ute heute gern bei sich gehabt, schnüffeln, ob sie tatsächlich so bereit für ihn war, wie es gestern den Anschein bei ihm erweckt hatte. Wollte sie sich wirklich auf ihn einlassen? Bei seinem Ruf, den er bisher auslebte? Er jedenfalls war mehr als bereit für sie. Wollte alles für sie aufgeben und ein neues Leben riskieren. Als er sie gestern beim recht frühen Abschied um 22 Uhr fragte, ob sie denn auch heute zum Konzert käme, sagte sie leider ab. Sie versprach aber, am Sonntag kurz im ›PENNY‹ reinzuschauen. Sonst versprach sie nichts. Alles war also offen und

ungeklärt. Das Ende des Drehbuchs für sein Schicksal war leider, oder Gott sei Dank, noch nicht geschrieben.

So in Gedanken kam er langsam bei der Kirchdorfer Straße an, in welche die Neuenfelder Straße T-förmig mündete, wobei die Kirchdorfer Straße den oberen Querbalken bildete. Die strahlende Sonne stach ihm ins Auge, trieb Hitzeschlieren über die Straße und blendete ihn. Er sah plötzlich Ute vor sich. Nein, nicht nur als Bild vor seinem inneren Auge. Als er die Blendung weg blinzelte, war sie immer noch da, aber real auf der anderen Seite der Straße. Sie stand vor einer Hecke auf dem Gehweg. Er stutzte kurz, ging dann mit schnellen Schritten über die Fahrbahn und blieb abwartend vor ihr stehen. Er freute sich natürlich, sie zu sehen. Ganz lässig stand sie dort in ihrem gelben T-Shirt und der blauen Jeans. Ein Bein keck abgewinkelt, was einen ziemlich lockeren Eindruck bei ihm hinterließ. Den Kopf mit ihren welligen Haaren leicht geneigt, sah Ute ihn mit großen Augen und einem Lächeln um die Mundwinkel, wie ihm schien, lieblich an.

»Nanu, was machst du denn hier?«, fragte Bernhard verunsichert, »kommst du nun doch mit?« Hoffnungsvoll.

»Nein, das nicht.« Dämpfer durch Ute.

»Schade.« Bernhard verbarg seine nagende Enttäuschung, so gut es ging.

»Ich muss auch gleich wieder rein.« Damit machte sie eine Kopfbewegung in Richtung Hecke. Bernhards Blick hob sich, sah den rot geschotterten Sportplatz vom *TV Jahn von 1895* und das rote TV-Jahn-Klubhaus, welches 1949 Richtfest feierte, schräg hinter dem rechten Tor. Da er fragend die Braue hob, erklärte Ute ihm nun:

»Mein Vater ist hier Platzwart, und im unteren, hinteren Teil wohnen wir.«

»Mensch, dann hast du es ja nicht weit.«

»Ja, da kann ich schnell mal rüber huschen und meine Eltern brauchen keine Angst zu haben, dass mir was auf dem *langen*

Heimweg passiert. Es sind ja nur einhundert, einhundertfünfzig Meter.« Bernhard wandte automatisch seinen Kopf nach rechts und sah auf die Entfernung den Eingang vom ›PENNY LANE‹.

»Ich finde wirklich nett, dass du hier stehst und mir das sagen wolltest.« Eine kleine Spitze musste auf seine Enttäuschung folgen.

»Vielleicht wollte ich nur ein bisschen frische Luft schnappen vor dem Abendbrot. Und außerdem hatte ich natürlich gehofft, dich noch mal zu sehen vor dem Konzert.«

Na, hoffentlich, dachte sich Bernhard. Er wusste bloß noch nicht, warum. War sie tatsächlich an ihm interessiert, oder spielte sie sein Spiel? Wenn sie sagte, sie hätte ihn die ganze Zeit beobachtet, dann wusste sie doch über ihn und seine üblen Methoden Bescheid. Oder konnte es auch sein, dass er sie nicht durchschaute, nicht wusste, was ihre Beweggründe waren. Hatte vielleicht Ina etwas mit ihr zu tun. Wollte sie sich durch Ute an ihm rächen? Nein, dieser Gedanke erschien ihm doch selbst etwas zu irre. Wahrscheinlich hatte sie mit ihm gestern einen schönen Abend verbracht, und das war es. Das war das Einzige, was er wirklich verstand. Gleiches Recht für alle.

»Ich habe mir gedacht, irgendjemand muss dir mal einen Dämpfer verpassen,« sagte Ute mit einem Lächeln, was ihre Grübchen hervor treten ließ, »denn so, wie du dich Frauen gegenüber verhältst, das ist nicht schön. So wirst du auch nie eine feste Beziehung erlangen.«

So, das war es wohl jetzt. Nun war es zu Ende, bevor es angefangen hatte, dachte Bernhard betreten. Keine von seinen weiblichen Spielzeugen hatte sich mal gewehrt oder was gesagt. Keine war richtig wütend auf ihn – gut, enttäuscht ja – aber alle redeten noch freundlich mit ihm und waren nicht wirklich böse auf ihn, für das, was er ihnen angetan hatte. Nun musste ausgerechnet Ute, von der er sich so viel versprochen hatte, ihn sanft, aber direkt zurechtweisen.

»Na, hör mal, was meinst du denn damit?«, fragte Bernhard

verunsichert.

»Seit einiger Zeit«, führte Ute jetzt aus, »beobachte ich dich. Und was ich da sehe, ist zwar interessant, aber doch ziemlich dreist. Wenn man dich so sieht, käme man nie auf den Gedanken, du könntest eine Partnerin suchen ...«

Bernhard öffnete seinen Mund, um eine Erwiderung loszuwerden » ... ich ...«, wurde aber von Ute mit Handzeichen und »Halt!« davon abgehalten.

»Nee, jetzt bin ich dran, denn *noch* haben wir uns nicht viel zu sagen! Was du hier jedes Wochenende veranstaltest, ist Kinderkacke in der Sandkiste. Entschuldige das harte Wort *Kinder*. Man kann nichts damit anfangen, es ist fehl am Platze, es stinkt, und ist einfach ekelig. Entschuldige, wenn ich das so krass sagen muss.«

»Dass ich mir jede Woche eine Andere nehme, hat doch nur den Grund, weil ich jedes Mal von denen enttäuscht wurde«, beeilte sich Bernhard zu sagen, bevor Ute genug Luft geholt hatte, um ihn weiter zu rügen. »Ich suche doch nur eine feste Freundin, mit der ich glücklich sein darf.«

»Du hältst *dich* wohl für unwiderstehlich, was?«

»Du mich doch auch!« Bernhard ganz heftig. Ute wandte kurz schmunzelnd ihren Kopf beiseite.

»Dann verstehe ich aber nicht, dass du es mit jeder nur zwei Tage aushältst. Um eine feste Freundin zu haben, musst du Wochen oder gar Monate mit ihr zusammen sein. Dies schaffst du aber nicht, weil du es noch nicht einmal drei Tage überlebst. Und ich denke mal, dass dies im Moment dein Leben ist, diese – wie nennst du es? – ach, ja, *Jagdtage*!« Ute sagte ihm das völlig sachlich, mit einem Lächeln im Gesicht, um ihm mit dem nächsten Satz den Boden unter den Füßen zu entreißen.

»Warum sollte ich einen wie dich, mit Playboy-Allüren als möglichen Beziehungsbewerber in Betracht ziehen? Warum sollte ich *dich* also noch mal treffen wollen?« Ute schaute ihn fragend an. Bernhard hatte sich wohl jetzt um seine letzte

Hoffnung geredet und gab auf.

»Ich habe mich in dich verliebt«, sagte er resignierend mit abgesenkter Stimme, drehte sich um und ging über die Straße, mit dem Gefühl eines Soldaten, dem jeden Augenblick eine feindliche Kugel im Rücken treffen könnte.

»Bernhard!«, *Peng!* – da war der Schuss, »und dann gehst du jetzt so einfach weg?«

Schon war er getroffen. Wie vom Schicksal niedergeschmettert blieb er auf der anderen Straßenseite neben *Neubacher* stehen, drehte sich um, blickte dem Feind ins hübsche Angesicht. Da stand Ute und lächelte. Dieses Lächeln brachte ihn von den Toten zurück, trug ihn über die Straße und ließ ihn vor Ute stehen wie ein kleiner Junge in der Erwartung auf Weihnachten.

»Was war das eben gerade?« Ute fragte, als hätte sie nicht verstanden, was er gesagt hatte. Dabei hielt sie ihren Kopf schief.

»Ich habe mich in dich verliebt«, wiederholte nun Bernhard leicht trotzig, wobei er seinen Blick wieder hob, und ihr starr in die Augen blickte.

»Das sagst du bestimmt allen Frauen«, und damit gab Ute dem Klischee nach, welches Frauen in dieser Situation immer fragen, und immer fragen werden.

»Du bist sicherlich nicht die erste oder einzige Frau, das weißt du auch ganz genau, wenn du mich schon lange beobachtet hast. Aber du gehst mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Du bist nicht nur hier«, er schlug sich mit der flachen rechten Hand auf sein Herz in seiner linken Brust, »sondern auch hier.« Diesmal schlug er mit der linken Hand gegen seine hitzige Stirn. Diese war nicht allein deshalb so heiß, weil die Sonne auf ihn herab spuckte, sondern weil er sich sehr fiebrig fühlte.

»Ich habe das Gefühl, dass unsere Begegnung gestern vom Schicksal geleitet wurde. Wir kennen uns zwar noch gar nicht, aber ich denke, wir gehören zusammen.«

»Du denkst wohl ziemlich viel«, antwortete Ute. »Manchmal begegnen sich Menschen nur für einen Augenblick. Es hat meistens nichts zu bedeuten.«

»Wenn das so ist, warum hast du mich dann aufgehalten, als ich eben gehen wollte?«

»Ich habe ja nicht gesagt, dass dies auf uns zutreffen könnte«, antwortete Ute leicht, mit einem Schmunzeln im Gesicht. »Ich überlege mir ernsthaft, ob ich es nicht mit dir versuchen sollte.«

Bernhard war, als hätte ein Hammer ihn getroffen, er fing innerlich an zu zittern, wusste nicht, wie er sich auf diese Aussage hin verhalten sollte. Ihr jetzt um den Hals zu fallen, sie zu küssen, wäre sicherlich zu viel des Guten. Wäre in ihren Augen auch nicht sein Stil.

»Kannst du denn nicht schneller überlegen? Wie soll es jetzt weitergehen?« Bernhard war leicht ratlos, trat von einem Fuß auf den anderen, als müsste er dringend pinkeln.

»Du gehst in dein Konzert, und ich zum Abendbrot und zum Nachdenken nach drinnen.« Wobei Ute eine kurze Kopfbewegung zum Haus machte. »Wie ich dir gestern schon versprach, werde ich morgen noch schnell vorbei kommen. Also, bis dann.«

Damit drehte sie sich um, ging die paar Schritte bis zur Hecke, trat durch die Pforte und beeilte sich, ins Haus zu kommen, ohne sich noch mal umzudrehen. Bernhard fand, dass sie es ihm nicht gerade leicht machte. Will sie jetzt oder will sie nicht? Was sollte er nun davon halten? War das wirklich ihre Art, so abgeklärt mit Herzensdingen umzugehen? Gut, er wollte ihr, und vor allen Dingen sich selbst die Chance geben, etwas Wunderbares daraus zu formen. Irgendwie war er erleichtert, aber auch zittrig vor Ungeduld und Ungewissheit. Leicht erhitzt von dem ungewohnten Gespräch, sah er sich unter den Sonnenstrahlen um. Die Luft flimmerte. Er war allein. War das eben wirklich passiert? Ute war nicht mehr da. Die Straße lag verlassen in der Abendruhe. Ihm blieb nur übrig, auf die nächs-

ten Tage zu warten – oder vielmehr zu hoffen, was dabei heraus kommen würde. Bernhard war ein sehr ungeduldiger Mensch, er hasste es, irgendwo oder auf irgendwas zu warten. Um sich aber weiterhin um Ute zu bemühen, wollte er eben so lange ausharren, wie nötig. Er gab sich einen Ruck, ging in Richtung ›PENNY LANE‹ die Kirchdorfer Straße entlang bis zur Nummer 148, betrat die Diskothek über die Terrasse, um sich das Konzert *anzutun*. Ja, es kam ihm plötzlich wie eine Strafe vor, dass er sich hier und heute amüsieren wollte.

Bernhard hatte sich bis zur Bühne durch geschoben, wo auf der linken Seite des Saals die letzte Nische abgetrennt war, um den Tross der Band eine Ecke zu geben, wo sie sich aufhalten konnten. Dort sah er zwei Engländer sitzen, aber auch mehrere Mädchen, die wohl als Groupies oder sonst was zur Band gehörten.

»Na, Alter, was darf ich dir denn heute antun?«, wurde er nun von Mike D.A. abgelenkt, der hinter dem Tresen als Hilfskellner missbraucht wurde.

»Du nimmst doch immer ein Exklusiv, oder?«

»Hallo, Mike. Ja, stimmt! Immer her damit.« Bernhard war froh, dass er etwas in die Hand bekam. Er war nämlich wieder ziemlich nervös. Kein Wunder, bei dem, was er vorhin sich hatte anhören müssen. Im Grunde genommen musste er sich eingestehen, dass Ute mit ihren Vorhaltungen vollkommen recht hatte. Er sah ein, dass er vieles in Bezug auf Frauen verkehrt machte, aber wenn man immer wieder verletzt wurde, dann wollte er dies dem anderen Geschlecht auch mal antun. Die längliche Bierflasche in der Hand, aus der er soeben einen durstigen Schluck genommen hatte, drehte er sich zur Tanzfläche um. Dabei fiel sein Blick zwangsläufig wieder in die Band-Nische, wo ihn eins der Mädchen dort amüsiert oder interessiert direkt ansah. Mittelgroß, schlank, rotblonde Haare, die sie im Afrolook trug, und als Gag eine blaue Latzhose mit kurzär-

meligem orangen T-Shirt. Sah irgendwie aus, als wäre sie aus dem Zirkus ausgebrochen. Bernhard grinste frech in ihre Richtung, hob die Flasche, lutschte sich einen Schluck Bier aus dem kühlen Glaskörper, setzte sie wieder ab und begann, das Etikett abzupulen. Die Tanzfläche war gut gefüllt, das Konzert selbst hatte noch nicht begonnen. Er sah mehrere bekannte Gesichter dort am Tanzen, bei den seitlichen Gängen mit ihren Tischen und Nischen. Bewusst hatte er es heute vermieden, seine übliche Begrüßungstour zu machen. Er wollte nun das Bier wieder auf den Tresen stellen, und schwenkte seinen Arm mit der Flasche in der Hand nach hinten, um sich gleichzeitig auf dem Barhocker umzudrehen. Dabei stieß er mit seinem Handrücken auf etwas Weiches. Er wollte gerade »Entschuldigung« sagen, da fiel sein Blick auf einen rotblonden Haarschopf. Das englische ›Zirkusmädchen‹ stand fast hinter ihm am Tresen, um sich was zum Trinken zu holen.

»Sorry, I must be blind, I did not see you.« Bernhard versuchte sich auf Englisch. *Entschuldigung, ich muss blind sein. Ich habe dich nicht gesehen.*

»Never mind, it was my fault!« Rotschopf nahm ihm sein schlechtes Gewissen, und gab sich selbst die Schuld. »Hi«, sie hielt ihm ihre kleine Hand hin, »my name is Eve.«

»I am glad, my name is Bernhard.« Freut mich, ich bin Bernhard. Er war nun völlig verunsichert. Das konnte doch kein Zufall sein: Schon wieder lief ihm eine Eve oder Eva über den Weg. Angefangen mit Fräulein Eva Schulz damals 1966 auf Sylt, die ihn *erweckt* hatte. Weiter 1970 mit Eva in Fredericia in Dänemark, die ihm einen selbstgedrehten Pornofilm in Super-8 zeigte. Dann Eve, die eigentlich Marianne hieß, Ende 1972 in Westerland, die ihm eine unvergessliche Nacht geschenkt hatte.

»Hi Barney. Sometimes I'm blind too, but I have seen you.« Manchmal bin ich auch blind, aber *dich* habe ich gesehen. Damit verpasste sie ihm einen neuen Spitznamen, den er aber erst

ein Jahr später benutzen würde. Bernhard fragte sich, ob sie tatsächlich mit ihm flirtete. Bei ihm legte sich schon mal wieder der Schalter um, wie immer, wenn er rotblonde Haare sah, seit seinen Affären mit Angelika und Eve – Anfang und Ende letzten Jahres. Er schaute immer noch auf ihre Hand, die er ungern loslassen wollte, und überlegte, wie sie sich wohl auf seiner nackten Haut anfühlen würde. Konnte sie an bestimmten Stellen auch richtig zupacken? Er wusste nicht, wie er auf diese Gedanken kam, aber sie sah ihn so fröhlich an, mit diesem gewissen Lächeln, einigen kecken Sommersprossen, und den grünen, wissenden Augen. Sie sah einfach natürlich und sehr verführerisch aus. Keine gestylte deutsche Diskomaus. Langsam entzog sie ihm die Hand.

»Du brauchst sie nicht weiterhin festzuhalten, die bleibt ganz von selbst dran«, stellte Eve jetzt fest.

»Äh, oh, ja«, Bernhard zog seine Hand schnell zurück, völlig überrascht, dass Eve nun deutsch sprach. Und das fast akzentfrei, nur leicht hörte man einen englischen Unterton.

»Hast du plötzlich einen Translator eingeschaltet, so wie in Science-Fiction-Filmen?«, fragte Bernhard interessiert, was eigentlich witzig klingen sollte, aber irgendwie war er doch verunsichert. Seit zwei Tagen waren es immer wieder Frauen, die ihn überraschten, die irgendwas Ungewöhnliches taten oder sagten.

»Wäre doch toll, oder? Nein, ist noch einfacher. Meine Mutter Helga ist Deutsche, ist meinem Vater damals nach England gefolgt und hat ihn dort geheiratet. Und das Ergebnis bin ich.« Eve sprach es, drehte sich einmal um sich selbst, und machte einen Hofknicks.

»Sag mal, was machst du hier, und wo kommst du her?« Er konnte seine Neugier kaum bändigen. Wieso passierte immer ihm so etwas, womit er kaum umzugehen wusste, und dann eine Dummheit machte?

»Ihr habt hier in Deutschland doch ein Sprichwort: ›So

schnell schießen die Preußen nicht!« Also, ›step by step‹, wie wir Briten sagen.« Eve versuchte ihn aufzuklären.

»Auch, wenn du es gar nicht wissen willst, ich bin neunzehn Jahre alt, nineteen hundred fifty four in Birmingham geboren, Mutter Deutsche, Vater englischer Soldat, nach Kriegsende 1949 wieder nach Britain zurück. Bin in den 19 Jahren ganz gut gewachsen, oder?« Wieder drehte sie sich einmal um sich selbst, und machte einen Hofknicks, wobei sie sich diesmal mit ihren Händen leicht über die Seiten ihres Oberkörpers strich, die Bewegung über ihren Brüsten kurz stoppte, um ihn dann wieder lasziv anzulächeln. Was war denn nur mit ihr los?

»Ich bin hier als Begleitung für die Band«, führte Eve nun weiter aus, »wie die anderen da vorn auch.« Sie nickte in die Nische hinüber, wo die anderen Engländer saßen, und laut palaverten, an ihren Getränken nippten und Glimmstängel zum Mund führten, um den Rauch dann in die Luft zu blasen.

»Wie – als Begleitung?« Bernhard fragte nach. Konnte sich nichts darunter vorstellen.

»Wir helfen der Band vor, während und nach dem Auftritt. Wir achten darauf, dass sie alles haben oder kriegen, was sie brauchen. Na, du weißt schon.«

»Du meinst, du bist ein Groupie? Du gibst denen Sex?«

»Nein, das ist es nicht direkt. Ich sehe das so als Mittelding zwischen Groupie und Set-Renner, wie man bei einer Filmproduktion sagt. Das sind die Leute, die für kleine oder große Aufgaben der Band immer zur Verfügung stehen. Sie sind direkt der Tourleitung untergeordnet und gehören somit in den organisatorischen Bereich der Tour. Während des Auftritts müssen wir in Bereitschaft stehen, um bei Bedarf unmittelbar einspringen zu können. Und ja, wenn es verlangt wird, gehört auch Sex dazu.« Freimütig gab Eve das zu.

Bernhard riss seine Augen auf, zog seine Stirn nach oben in die Länge.

»Well, that's not so bad! Denn meistens habe ich auch Lust.«

Sie grinste ihn an.

Nicht sie, sondern Bernhard wurde bei dieser Aussage flammend rot im Gesicht. Wie konnte es sein, dass ein junges Mädchen so offen über diese Dinge sprach, die trotz Aufklärung, Woodstock, Hippietum und ›OSWALD KOLLE‹-Filmen immer noch irgendwie tabu in Deutschland waren. Bevor er nun etwas darauf sagen konnte, machte Mike D.A. eine Ansage:

»So, bevor jetzt unsere Gäste, *Casey Jones & the Governors*, mit ihrem Auftritt beginnen, gibt es von mir noch ein letztes Lied, und zwar traf ich ein damals noch junges Mädchen ›*Young Girl*‹¹⁷ von *Gary Puckett and the Union Gap*.« Mike schob den Regler hoch und die ersten Takte verließen die Lautsprecher.

»... *Young girl, get out of my mind, my love for you is way out of line. Better run, girl, you're much too young, girl ...* «

»Ich gehöre aber nicht zu denen«, sagte Eve und lächelte, wobei sie seine Hand nahm, sie zu sich hinüber zog und an ihren stehenden Oberschenkel legte. Bernhards Schamröte im Gesicht war immer noch nicht verzogen, und so fragte er nur harmlos:

»Zu welchen?«

»Na, zu denen, die zu jung sind ... to fuck¹⁸.« Bernhard schaute sie völlig entgeistert an. Sie schlängelte sich an ihn ran, griff ihm mit der flachen Hand in den Schritt und drückte leicht zu. Da er in Front des Tresens saß, konnte dies wohl keiner beobachtet haben. Er war so überrascht, dass er reflexartig seine Hand auf ihrem Oberschenkel zusammenkniff und einen stöhnenden Laut ausstieß.

»Be quiet. Still. Pst.« Sie legte ihm den Zeigefinger quer auf den Mund, dann rückte sie noch näher, schob ihren Kopf heran

¹⁷ Von Mai 1968 wurde es No. 2 in USA und No. 1 in England.

¹⁸ ... zum Ficken.

und tauschte den Finger mit ihrer Zunge, die sie zwischen ihre Lippen hervor schnellen ließ. Bevor er sich versah, hatte sie seine Mundhöhle erobert, die sie mit Kreisen sofort erkundete. Währenddessen machte ihre kleine Hand leichte Bewegungen auf seiner Hose. Langsam überkam auch ihn die Lust, so dass er nicht mehr wusste, ob er mehr wollte oder nicht. Bernhard hatte mal irgendwo gelesen, dass es für Männer besonders unbefriedigend ist, angezogen liebkost zu werden. Er las ja ziemlich viel, und solche Dinge nahm er dankend an. Er gab ihrem Drängen nach, zwängte seine Zunge nun ebenfalls in ihren Mund, tänzelte herum. Gab sich ganz dem Kuss hin. Währenddessen umschlang Eve ihn mit dem anderen Arm, er immer noch auf dem Hocker sitzend und ihren Oberschenkel knetend, knutschten beide mit Inbrunst, als würde gleich die Welt untergehen. Endlich ließ sie von ihm ab, um gleich in sein Ohr zu hauchen, wobei ihn ein prickelnder Hauch von Lust streifte.

»Komm mit«, sie nahm ihre kleine Hand von seiner Hose, ergriff stattdessen seine Hand an ihrem Schenkel und zog ihn vom Barhocker. So aneinander gekettet marschierte sie mit Bernhard am Tresen entlang in Richtung Nische der Band. Dort ging sie mit einem Zwinkern ihres linken Auges an eines der anderen Mädchen vorbei zur geschlossenen Falttür seitlich der Bühne, die nach hinten an die Sektkabine führte. Sie fasste an den Griff, schaute Bernhard verschwörerisch an, zog dann die Tür mit Schwung auf und ihn in den Raum dahinter. Kurz umgedreht, ein Ruck, und die Tür war wieder geschlossen.

Aus dem Saal kamen jetzt die letzten Takte vom ›*Young Girl*‹, um der Stimme von Mike Platz zu machen.

»Nun kommen unsere Gäste – heißt sie herzlich willkommen – *Casey Jones & the Governors* ... «

Ein Lärmpegel aus Geklatsche, Gejohle und Gepfeife brandete auf, um von lauter Musik abgelöst zu werden. Die Band begann mit ihrer Einstiegs-Hymne ›*Casey's New Hand Jive*‹, dem Titel, mit dem sie immer ihr Konzert begannen. Hier hin-

ten in der Sektkabine hingen auch zwei Lautsprecher, die zwar nicht so hoch geregelt waren, aber doch genügend Lärm machten, dass man kaum ein Wort verstand. Eve hatte Bernhard an die Außenwand gedrängt, küsste ihn wieder voller Leidenschaft, was er sich auch gefallen ließ. Sie hielt ihn fest umschlungen. Er spürte ihre Fingernägel in seiner Schulter. Seine eine Hand fuhr über ihren Rücken, während die andere sich durch ihre rotblonden Haare wühlte. Langsam drehte er sich mit ihr im Arm, stieß sich nach hinten ab und drückte Eve mit dem Rücken an die Wand.

Sie umklammerten sich wie zwei Ertrinkende und waren nur noch ein einziger Kuss. Er küsste ihren Mund, ihre Nase, ihre Stirn, ihre Wangen und ihr Ohrfläppchen, knabberte daran herum, wie ein hungriges Kaninchen, bohrte mit der Zungenspitze in ihrem Ohr, als wolle er ihr Trommelfell durchstoßen; fuhr dann am Hals entlang nach unten. Er umkreiste ihren Kehlkopf, strich dann mit kreisender Zunge hinunter zu Eves Brustansatz. Während er küsste und leckte, streichelte sie sich plötzlich mit beiden Handflächen über die Brüste, ruhte auf den Verschlüssen der Träger ihrer Hose. Sie lächelte Bernhard an, leckte sich über die Lippen, und schnippte mit den Fingern. *Schnapp*, die Verschlüsse lösten sich und der Latz fiel nach vorne herunter.

Bernhard starrte auf ihr T-Shirt, sah, dass sie offensichtlich keinen Büstenhalter trug, und war verblüfft, als Eve ihre Hände nun an den Saum legte, und den Stoff langsam nach oben zog. Kurz unter den Brüsten griff er zu, half ihr so, das Teil ausziehen. Ein Hauch von Orange fiel auf den Boden, aus dem sich zuvor zwei schneeweiße Halbkugeln geschält hatten. Ihre Brüste waren so groß, voll und schwer, dass sie seitwärts auseinander strebten. Schöne junge Brüste, die schimmerten wie Milch. Brustwarzen braun wie Ebenholz, mit Knospen wie von einer Rose, so zart. Gierig stürzte er sich darauf. Er nahm einen von diesen Nippeln zwischen seine Lippen und saugte daran,

bis er sich aufrichtete und hart wurde. Jetzt nahm er ihre andere Brust in Angriff. Auch hier saugte er, ließ seine Zunge herumkreisen und fühlte sich als Baby zurück an die Mutterbrust versetzt. Dieser Nippel wurde noch schneller hart und er hörte, wie Eve leise seufzte. Langsam warf sie ihren Kopf an der Wand hin und her.

Bernhard sah, wie erregt sie war, genauso erregt wie er. Ganz deutlich erwachte sein Trieb und er fühlte, wie es sich in seiner Hose regte. Langsam aber sicher wuchs sein Glied und wurde voll Blut gepumpt, bis es seine Hose zu sprengen drohte. Die Lust überkam ihn und er blickte auf Eves Busen mit seinen beiden erhobenen Hügel. Er schob seine Hand über diese weichen Kugeln, strich über die erblühten Knospen und fuhr dann weiter über ihren weißen Bauch, hielt beim Nabel an und ließ es sich nicht nehmen, seine Vertiefung mit der Zunge zu erforschen, nachdem er sich in die Hocke sinken ließ. Obwohl Eve eine leichte Gänsehaut hatte, war ihre Bauchdecke ganz warm. Weiter wanderte er, um das Zentrum ihrer Lust zu finden.

»... *I love my girl and she loves me well don't you just know it (Don't you just know it) Baby I believe aware to let you, well don't you just know it ...* « Casey Jones war jetzt bei seinem großen Hit angekommen, brüllte die Songzeilen ins Mikrofon.

»... *A ha ha ha (A ha ha ha) Hey heyo (hey heyo) Coopa Coopa Coopa Coopa (Coopa Coopa Coopa Coopa) ...* « Bernhard hörte, wie die Zuschauer mitbrüllten.

Er drückte sich aus den Knien wieder hoch, beugte sich über sie und küsste ihre sinnlichen Lippen, erst zart, dann fordernd und brutal. Doch Eve stieß seine Zunge beiseite und dann war sie plötzlich in ihm. Sie strich am Gaumen entlang, fuhr zwischen seine Zähne durch und kämpfte mit seiner Zunge. Er biss ihr kurz hinein, sie zuckte zusammen und kratzte ihn an der Schulter. Seine Hand begab sich wieder ans Vortasten. Rein in die Latzhose, die am Bauch, bedingt durch den Schnitt der Hose, nicht eng anlag. Weiter fuhr sie über den Unterleib unter

den Gummizug des Schlüpfers hindurch. Sanft streichelte er die runde Wölbung ihres Unterleibes. Dann krochen seine Finger in die Region, wo er den Busch ihres gekräuselten Haares erwartete. Mit dem Handrücken drückte er den Schlüpfer beiseite, nach unten auf ihre Knie. Bückte sich, damit er besser gucken konnte. Er war ein wirklicher Genussmensch, wollte immer alles ganz genau betrachten. Bernhard staunte. Sie hatte eine unbehaarte, schiere Muschi ... nein, sie war nicht rasiert, denn es waren keine Stoppeln zu sehen. Eve war schon ganz feucht dort unten, wo ein Feuer brannte, das gelöscht werden wollte. Sie hatte die Beine leicht geöffnet, und er schob ihre Schamlippen auseinander und drang mit dem Mittelfinger in ihre warme Fotze ein. Sie zuckte augenblicklich zusammen und schloss ihre Schenkel. Er aber liebte ihre Scham von ihren Lippen aus und ließ seinen Finger kreisen. Langsam wurde sie wieder locker und gab seine Hand frei, die sie zuvor mit ihren Schenkeln eingeklemmt hatte. Immer tiefer glitt sein Finger in sie hinein, begleitet von ihrer herrlichen Feuchtigkeit. Er wollte darin schwimmen – den Freischwimmer hatte er früher schon gemacht – als er jäh Ute als Geisterbild vor sich sah. Ute mit einem Schmunzeln im Gesicht. *»Ich überlege mir ernsthaft, ob ich es nicht mit dir versuchen sollte.«*

Bernhard sah sie so real, hörte den Satz, der alles bedeuten konnte, und stoppte seine Bewegung der Hand, entzog Eve seinen küssenden Mund, und rückte wie von der Tarantel gestochen von ihr ab.

»What's the matter? Was ist denn plötzlich los? Bitte, mach doch weiter! Ich komme um vor Lust«, keuchte Eve und sah ihn verständnislos an.

»Ich kann nicht. Sorry, I don't know what I'm doing here.« Er verfiel plötzlich wieder ins Englische. »Ich ... ich«, stotterte er, wusste nicht, wie er es ihr erklären sollte. Er wusste nur, dass Ute vielleicht auf ihn wartete, sie wollte es vielleicht mit ihm versuchen, sie fand ihn toll, wie sie ihm sagte. Das konnte

und wollte er doch jetzt nicht durch diesen sexuellen Schnellschuss zunichte machen. Sie jetzt – schon vor dem Beginn ihrer Beziehung – zu hintergehen, betrügen, konnte er ihr einfach nicht antun. War in Wahrheit ja auch nicht sein Ding. Das ging ihm alles blitzschnell durch den Kopf, dessen Stirn erhitzt war, und von den Umständen total vernebelt.

»What? Was?«, Eve verstand ihn nicht. Sie stellte sich aufrecht hin, lehnte sich an die Wand, bedeckte sich mit den Händen ihre Brüste, deren Nippel steif nach vorn gerichtet waren, um sie dann mit der hochgezogenen Latzhose zu verhüllen.

»Entschuldige, aber ich kann das nicht machen. Ich habe eine neue Freundin, die es mit mir versuchen will, die sich stark für mich interessiert. Die kann ich jetzt nicht betrügen. I can not cheat now.«

Eve sah im ersten Moment aus, als ob sie gleich kreischen würde. Eben typisch Frau, die nicht bekommt, was sie will. Er konnte das verstehen. Anders herum, wenn es einem Mann passierte, würde man sie *Schwanzfopperin* nennen. Erst aufgeilen, dann nicht ran lassen. Sie warf ihm wütende Blicke zu, ihr ganzes Gesicht drückte ihre Enttäuschung aus, ihre grünen Augen blitzten. Gleich kam ein Gewitter, dachte Bernhard.

»Bitte versuche doch zu verstehen. Du hast mich mit deinem Charme, deiner Natürlichkeit, deinem Aussehen und deiner Freizügigkeit völlig überrumpelt. Du hast mich richtig geil gemacht, dass ich nichts mehr wollte, als dich zu haben. *My flesh is weak. I'm weak*, aber jetzt vor dem Letzten ... Wenn ich solo wäre, würde ich sofort mit dir weiter machen.«

Bernhard bemerkte einen Wandel in ihrem Blick. Ihr Gesichtsausdruck wurde weicher, sie sah ihn fast schon mitleidsvoll an. Er hob ihr T-Shirt vom Boden auf, gab es ihr am ausgestreckten Arm.

»Du kannst dich glücklich schätzen, dass ich so ein großes

Herz für Romantik habe. Ich bin zwar *a little bitch*¹⁹, das gern Spielchen macht, *for lovers I've always understanding* ... aber für Liebende habe ich immer Verständnis. Ich wünschte mir, ich hätte so einen Freund.« Sie zog sich schnell das orange T-Shirt wieder über, befestigte die Träger über dem Latz und grinste ihn an. Bernhard dachte, er würde träumen. Welche Frau reagiert denn so auf diese Situation?

»Ich hätte einfach nicht auf deine Avancen reagieren dürfen. Das war für mich nicht richtig, dies war gegenüber meiner Freundin nicht richtig, und es war nicht fair dir gegenüber. Erst stachle ich dich so auf, und dann ...«, versuchte sich Bernhard zu entschuldigen, »... sorry for all things I've done.« Er merkte gar nicht, dass er wieder ins Englische verfiel.

Eve bekam während des letzten Satzes eine leichte Röte auf den Wangen. Sie hatte sich jetzt wieder vollständig angezogen, kam auf ihn zu, nahm seinen Kopf in beide Hände und sagte: »Ist ja auch meine Schuld, ich habe dich mit meiner Lust überfallen. Aber ich hatte dich da am Tresen gesehen, du gefielst mir, also wollte ich dich haben. Und deshalb entschuldige ich mich dafür.«

»Aber warum ich? Ich bin doch kein Adonis. So gut sehe ich doch gar nicht aus!«

»Das nicht, aber du hast so was ... wie eine Gabe ... wie du die Girls anguckst, das macht dich interessant.«

Sie gab ihm einen dicken Kuss auf den Mund, ließ ihn los, drehte sich um sich selbst und machte einen Knicks. Der Clown aus dem Zirkus war wieder zurück.

»Dann lass uns mal wieder rein gehen«, sprach es und hatte schon die Falttür geöffnet, um ihn durchzulassen. Bei der Nische ihrer Kollegen angekommen, warf sie ihn noch eine Kussband zu und verabschiedete sich mit »*Ciao bello*«. Sie ließ

¹⁹ ein kleines Luder

ihn einfach stehen.

Bernhard wusste von damals mit Luciana aus Glückstadt, dass dies ›*Tschüss Schöner*‹ hieß, und ging zurück an den Tresen, wo immer noch sein Bier stand – auf den Barhocker hatte sich zwischenzeitlich jemand gesetzt, nahm die Flasche und trank einen tiefen Schluck. Hinter Mike D.A. standen die fünf Mann der Band und spielten die letzten Takte ihres Hits.

»*Baby you're my blue heaven, well don't you just know it, yeah got me pushing in instead of showing, don't you just know it ... A ha ha ha ...*«.

Eigentlich wollte er ja Spaß beim Konzert haben, aber irgendwie konnte er kein Gefühl für Freude aufbringen. Wieder einmal war ihm Merkwürdiges widerfahren. Einerseits schmeichelte es ihn schon, dass Eve sich ausgerechnet ihn ausgesucht hatte ... für ihre Spielchen. So etwas war ihm noch nie zugestoßen, außer vielleicht mit Verena. Andererseits fühlte er sich sehr beschämt über das, was gerade beinahe passiert wäre. Hatte sich sein Verstand tatsächlich bei dem Anblick nackter Brüste und der Erwartung sexueller Freuden einfach ausgeschaltet? *Der Verstand rutscht in die Hose?* Das wollte er so nicht hinnehmen. Trotz seines Sternzeichens Zwilling, war er im Grunde nämlich treu und vertrauenswürdig. Warum widerfuhr ihm das? Warum beutelte das Schicksal ihn so? Er kam immer mehr zu der Überzeugung, dass das Schicksal seine gierigen Finger nach ihm ausstreckte. Normal hätte er keinen Gedanken daran verschwendet, aber in der letzten Zeit geschah wirklich zu viel Unerklärliches.

›... *ich habe dich schon länger beobachtet ... weil du toll bist ... ich überlege mir ernsthaft, ob ich es nicht mit dir versuchen sollte ...*‹ ging ihm durch den Kopf. Die Aussagen von Ute, gestern und heute. Jetzt dieser weibliche Clown mit seinem sexuellen Appetit.

›... *ich habe dich mit meiner Lust überfallen ... aber ich hatte dich da am Tresen gesehen, du gefielst mir, also wollte ich dich*

haben ...« Warum er, warum widerfuhr ihm das? Wieder blinzelte ihm das Schicksal in seinen Gedanken zu. Wenn es doch so war? Wenn das Schicksal ihn prüfen wollte? Sehen, ob er eine Partnerin wie Ute wirklich verdient hatte?

»*Mensch, Heinrich, hör jetzt auf zu spinnen*«, sagte er in Gedanken zu sich selbst, griff sich wieder die Flasche und trank den Rest Bier in einem Zug aus. Knallte dann die leere Pulle, härter als sonst, auf die Theke. Er wollte nun nicht mehr hier sein, drehte sich um, sah hinüber in die Nische, erblickte Eve, wie sie mit den anderen Mädchen quatschte und genussvoll an einer Zigarette saugte. Sie blickte auf, schaute ihn über die Distanz direkt an, und kniff lächelnd ein Auge zu. Tolle Frau, zwar noch ziemlich jung, aber schon so erwachsen. Schnell ging er den Gang dem Ausgang entgegen. Bei der Garderobe blieb er vor dem großen Spiegel stehen. Was er da sah, war ein junger, sehr schlanker Mann mit kurzen dunkelbraunen Haaren, die er mit rechts getragensem Scheitel über die Ohren trug. Im Dienst kämmte er diese immer so, dass die Ohren frei waren. Wenn er sich so im Spiegel sah, wunderte er sich immer, wie die Segelohren seiner Kindheit so verschwinden konnten. Sein schmales, etwas leicht gebräuntes Gesicht wurde von kleinen, freundlichen Augen geprägt. Eben die typischen ›*Heinrich-Augen*‹, die auch seine Geschwister hatten. Eine ebenso schmale, gerade Nase und ein mittlerer Mund mit nicht zu wulstigen Lippen vervollständigten das Bild, welches ihm vom Spiegel entgegen blickte. Er griff in die Tasche, holte den Kamm heraus und wollte sich kämmen. Da kribbelte ihn ein Geruch in der Nase. Verdammt, seine Finger rochen immer noch nach Frau, und zwar sehr intim. Er trug noch Eves sexuelle Ausdünstung mit sich herum. Es ging ja schon seit zweitausend Jahren das Gerücht um, *Eva* wäre damals im Paradies in den See gegangen, um zu baden. Dabei hatte sie den Geruch der Fische dort unten zwischen ihren Schenkeln angenommen. Bernhard dachte da anders. Für ihn war es so, das die Fische erst nach Evas Bad so

rochen. Dass Eva den Geruch an sie weitergegeben hatte. Sofort breitete sich das schlechte Gewissen in ihm aus. Rasch verschwand er in der Toilette, wusch sich die Hände und machte sich auf den Weg nach Hause. Ihm war die Lust auf Konzert vergangen. Und *Casey Jones* mochte er sowieso nicht besonders.

2.1 Schnappschüsse der Vergangenheit²⁰ – Geburt

Geboren: 5.6.1951 Bernhard Heinrich.

Dies war sein wichtigstes Ereignis überhaupt!

Verbunden mit seiner Geburt war als wichtiges Ereignis, an das man sich bestimmt erinnern konnte, die Eröffnung der *Ers-ten Berliner Filmfestspiele*. Den ersten Goldenen Bären gewann der schweizer Film ›*Die Vier im Jeep*‹ von 1950, unter der Regie des Wiener Leopold ›*Poldi*‹ Lindtberg. Des weiteren vier Tage vorher, am 1. Juni 1951, die Eröffnung des ersten Zentral-Omnibus-Bahnhofs ›*ZOB*‹ in Hamburg zwischen Hauptbahnhof, Adenauerallee und Besenbinderhof. Er war der modernste Busumsteigeplatz für Fernbusse in Europa.

Der Krieg war vorbei, die Trümmer waren zum großen Teil weggeräumt und Deutschland begann einen neuen Anfang zu nehmen. Vor sechs Jahren war die letzte Bombe gefallen. Die Menschen hatten sich schon daran gewöhnt, kein Krachen und keine Sirenen mehr zu hören. Die nackte Not verschwand allmählich, der Wiederaufbau hatte Aufschwung, um nicht zu sagen, er galoppierte. In Deutschland – im Wirtschaftswunderland – begannen die goldenen *Fünfzigerjahre*.

Mit dem Juni kam auch der Sommer (1951), einige fuhren schon wieder in den Urlaub. Jetzt am Abend war die Luft lau in Hamburg. Überall sah man Paare. Die Bänke der Parks – sofern es schon wieder welche gab – waren besetzt. Aus den Kinos strömten die Menschen und scherzten. Unter ihnen war auch der Arbeiter Johann Heinrich mit seiner jungen Frau Anna. Sie waren im Kino ›*RIALTO Lichtspiele*‹ am Vogelhütten-

²⁰ Hiermit werden wir wichtige Erlebnisse aus Bernhards Kindheit und früherer Jugend einstreuen, die für sein Leben und seine Werdung von Bedeutung waren. Nicht aus heutiger Sicht, sondern aus der damaligen Wirklichkeit. Festgehalten wie auf einer alten braunstichigen Fotografie stellen sie nur einen flüchtigen Eindruck dar, der im Gedächtnis verweht. *Paradox ist, dass man auf alten Fotos immer jünger aussieht.*

deich 30 gewesen, und hatten sich den Skandalfilm ›*Die Sünderin*‹ von *Willi Forst* mit *Hildegard Knef* angesehen, der im Januar Premiere in Berlin hatte, und noch zweimal die Woche hier gezeigt wurde. Der Film handelte von einer jungen Prostituierten, die sich nackt malen ließ. Dafür liegt sie auf einer Gartenliege und es ist für 3 Sekunden ihr nackter Rücken zu sehen. Gleich gab es von der Kirche laute Proteste von der Kanzel herab, Demonstranten bewarfen die Kinos und deren Besucher mit Eiern und Tomaten, die Polizei verbot sogar einige Vorstellungen. Nach Monaten, also jetzt im Sommer, war der Skandal die beste Werbung für den Film: Jeder wollte ihn nun sehen. Allein in Deutschland gab es an die sieben Millionen Zuschauer. Genau darum waren auch die Heinrichs ins Kino gegangen. Anna war schon im neunten Monat schwanger, und Bernhard konnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, dass sie mal seine Mutter werden würde.

Sie hatte heute Washtag, und noch große Wäsche gemacht: gekocht, gemangelt und aufgehängt. Es war eigentlich eine Schnapsidee gewesen, in ihrem Zustand noch wegzugehen, aber es war eben schönes Wetter, und sie spürte nicht, dass sich in ihrem Körper ein kleiner Balg fast zu Tode strampelte. Vom Kino war der Weg nicht weit bis zur Neuhöfer Straße 75 ins Wohnlager. Nur um die Ecke die Industriestraße links runter. Erst als sie nur noch fast fünfzig Meter bis zu ihrer Wohnung, eine Baracke zur Untermiete, zu gehen hatten, setzten plötzlich die Wehen ein. Die Schmerzen gingen rasend durch ihren Unterleib und zogen ihr die Bauchdecke zusammen. Johann sah seine junge Frau besorgt an und griff ihr unter die Arme. Schnell brachte er sie nach Hause. Vom Verwalter Böx aus, er war der einzige, der ein Telefon besaß, rief er die Hebamme an. Sie versprach, sofort zu kommen. Die Schmerzen, die Bernhard Anna antat, wurden immer schlimmer.

An diesem besagten Dienstagabend um halb zehn Uhr abends, erblickten zwei blaue, kleine Augen das Licht dieser Welt. Diese Augen, die noch etwas unwissend blickten, gehörten einem Knaben, der später den Namen Bernhard Johann Berthold Heinrich kriegen sollte, aber wer weiß das schon im zarten Alter von ein paar Minuten. Er konnte vieles noch nicht wissen. Er wäre sicher in seiner dunklen Höhle geblieben, hätte er auch nur ansatzweise eine Ahnung von seinem späteren Leben gehabt. Das Leben kam leider ohne Gebrauchsanweisung.



Foto²¹ von Frühjahr 1952

Seine Eltern mussten sich nun sehr umstellen. Gerade ein halbes Jahr verheiratet, und jetzt hatten sie plötzlich einen Sohn. So ganz unerfahren waren sie ja nicht, denn Anna hatte

²¹ Mutter Anna Heinrich und der kleine Bernhard

damals auf der Flucht aus dem Sudetenland ihre kleine Tochter Erika mitgebracht, die jetzt schon viereinhalb Jahre alt war. Johann hatte jedenfalls seinen ersten Stammhalter. So kurz nach dem Krieg waren die Löhne auch nicht gerade so hoch, dass man hätte eine ganze Familie ernähren können. Vater Johann hatte am 20. Juni 1948 die Währungsreform mitgemacht, bei der die Bundesbürger Reichsmark gegen 40 DM (Deutsche Mark) und einen Monat später 20,- DM, eintauschen konnten. Einen Tag später war nur noch die Deutsche Mark das alleinige Zahlungsmittel in Deutschland. Die Banknoten waren in Amerika gedruckt worden, sahen aus wie Dollarscheine, und wurden von den Notenbanken der *Bank Deutscher Länder* ausgegeben.



Die jungen Eheleute hatten Glück, dass seit Januar 1950 die Lebensmittelmarken abgeschafft wurden, und dass man wieder frei einkaufen konnte zum gleichen Preis. Aber leider stiegen

die Löhne ja nicht mit, sodass man für 100 Deutsche Mark noch durchschnittlich 88 Stunden²² arbeiten musste. Leider war gerade zu Bernhards Geburt die Mehrwertsteuer in der frischen Bundesrepublik von 3 auf 4 Prozent erhöht worden, und sofort wurde alles teurer.

Und die Familie Heinrich beeilte sich, größer zu werden. Nach Bernhard folgten am:

27. September 1952 Werner Christian

5. August 1954 Alfred Franz

10. November 1955 Claus-Dieter

17. Dezember 1956 Rosita Adelheid

seine Geschwister, die das halbe Dutzend – inklusive Erika, die am 25. Oktober 1946 geboren war – voll machten. Wenn man die Geburtstage so anguckte, fiel einem auf, dass da eine Lücke klaffte. 1953 war keine Geburt. Dies stimmte aber nur halb. Denn 1953, zwischen Werner und Alfred, hatte Anna eine Fehlgeburt, die wiederum ein Junge gewesen wäre. Die Geburtenrate war in den Fünfzigern und Anfang der 1960er sehr hoch. Die Krankenhäuser hatten Hochkonjunktur, aber viele Kinder wurden in Hamburg auch von Hebammen auf die Welt gebracht. So war das auch bei Anna Heinrich. Alle ihre Kinder wurden daheim geboren.

Aber wir wollen ja nicht vorgreifen, und auch bei diesen *Schnappschüssen der Vergangenheit*, die wir immer einwerfen, wenn uns etwas einfällt, möglichst in der chronologischen Reihenfolge bleiben.

Deutschland hatte noch mit den Spätfolgen des Krieges, der nun endlich vorbei war, zu kämpfen. In den desolaten, zerbombten Städten hauste eine sehr große Mehrheit der deut-

²² Zwanzig Jahre später, 1971, waren es nur noch 8,3 Stunden

schen Bevölkerung viele Jahre in Behelfsheimen wie Wohnlagern aus Baracken, Nissenhütten, in Gartenlauben, Kellern oder sogar Bunkern, sehr viele zur Untermiete, wo es sehr beengt und äußerst streitträchtig zuging.

Gerade die Großstädte wie Hamburg hatten große Wohnungsnot, sei es, dass über 50 Prozent der Wohnungen zerbombt waren, sei es, dass Flüchtlinge und Kriegsheimkehrer in die Stadt strömten, sei es, dass die Engländer als Besatzungsmacht zehntausende Wohnungen im Norden und Westen Hamburgs für sich beanspruchten. Aus dieser Not heraus ließ Hamburg sogenannte Wohnlager, an der Zahl zwischen 20 und 30, aus Behelfsheimen einrichten, die über ganz Hamburg verteilt waren. Diese Wohnlager bestanden aus Nissenhütten²³ und Baracken. Diese Hütten, die die Form einer längst aufgeschnittenen halben Tonne hatten, und aus Fertigbauteilen von Wellblechen bestanden. Wasserentnahmestellen, Toiletten und Waschküchen befanden sich in separaten Hütten.

So lebten in Hamburg zeitweise mehrere tausend Menschen in den beschämenden und engen Unterkünften. Aber diese Menschen waren froh, dass sie überhaupt ein Dach über den Kopf hatten, auch wenn dieses rund war und aus Blech bestand. Eines dieser Lager, das von den Hamburger Behörden verwaltet wurde, befand sich im südlichen Stadtteil Wilhelmsburg, der größten Flussinsel Europas, in der Neuhöfer Straße 75, zwischen Wollkämmerei und Reiherstieg. Wenn man auf der Straße davor stand, war links die *WOLLKÄMMEREI*, ein Industriebetrieb, der mit Spinnerei und Kämmerei Wolle und Garne be- und verarbeitete. Sie war eine der ersten Fabriken, die sich ab 1889 in Wilhelmsburg ansiedelten. Die Arbeiter holte sie sich unter anderem aus Polen, für die dann auch Wil-

²³ Die hießen nicht so, weil diese *Nissen*, die Eier der Kopfläuse, enthielten, sondern nach deren Erfinder, dem kanadischen Bergbauingenieur und Offizier Peter Norman *Nissen*.

helmsburg aufgebaut wurde. Hinter dem Lager befand sich in doch einiger Entfernung die Wollkämmereistraße, die hinten über Groß-Sand in Richtung Osten den Anschluss an die Georg-Wilhelm-Straße schuf. Rechts wurde das Lager weitläufig vom Reiherstieg begrenzt, wobei die Straße Reiherstiegdeich als Abgrenzung funktionierte.

Nach einer langen Odyssee quer durch halb Europa, kam Anna Bösler im Frühsommer 1949 mit ihrer fast dreijährigen Tochter Erika im überfüllten Hamburg an. Die politischen Umstände nach dem Kriegsende vertrieben sie aus ihrer Heimat Römerstadt, die zum Verwaltungsbezirk der Sudetendeutschen Gebiete gehörte. Lange Zeit hatte die Familie Bösler dort gelebt. Dann, im Oktober 1938, marschierten die Nazis ins Sudetenland ein, und annektierten es. Die Familien litten unter dem Soldatenpack, die meinten, was besseres zu sein. Seit 1945, nach dem Krieg, gehörte das Gebiet zunächst wieder zur Tschechoslowakei. Die Tschechen ließen ihre Rache an den Deutschen durch Repressalien aus. Aber nach Kriegsende begannen die Tschechen mit der Zwangsaussiedlung aller deutschstämmigen Bewohner, oder verbrachten sie in Arbeitslager, um z. B. in Kohlestollen, Salzwerken und auf landwirtschaftlichen Gehöften²⁴ unentgeltlich und bei minimaler Verpflegung zu arbeiten. So wurden sie unter Druck gesetzt, das Land ›freiwillig‹ zu verlassen. Als dann noch im Februar 1948 die Kommunisten die Regierung unter Stalins Druck in Prag übernahmen, hatte Anna ihre Flucht schon geplant. Und so packte sie ihre wenigen Habseligkeiten, machte sich bei Nacht und Nebel auf, ihr Glück und ihre Zukunft in Norddeutschland zu suchen. Sie hatte gehört, dass Hamburg eine aufstrebende, zukunftsorientierte Stadt sein sollte, deshalb erkor sie die Ha-

²⁴ Gehöften = keine eigene Gemeinde bildende Ansiedlung. Beispiel ein kleiner, verlassener Weiler, Ansiedlung, Dorf, Flecken, Gemeinde, Kolonie, Ort, Siedlung

fenstadt an der Elbe als ihr Ziel aus. Dabei kam sie über die SBZ²⁵, auch Ostzone genannt. Dort lebte ihre Mutter Martha bei ihrer neuen Familie. Nach Wochen verließ sie die wieder über Nacht, durch Hilfe ihres Stiefbruders Alfred Mittel, der sie über die Grenze brachte, in Richtung Elbe.

In Hamburg angekommen, sah Anna, geboren am 13. Dezember 1924, die nun 24½ Jahre alt war, dass nicht viel Hoffnung auf Arbeit und Wohnung bestand. Vor allen Dingen die Wohnungsfrage wurde für sie prekär, weil sie ja nicht nur für sich alleine sorgen musste, sondern auch für die kleine Erika. Auf dem Weg zum Wohnungsamt, deren Mitarbeiter die unmögliche und undankbare Aufgabe hatten, für Hunderttausende ein Dach über den Kopf zu besorgen, sah sie die großen Flächen mit Ruinen voller Trümmer liegen, wo mal tausende Wohnblocks gestanden hatten, die von den Engländern weg gebombt worden waren. Allein von der SAGA²⁶ waren annähernd 300.000 Wohnungen durch die Bombenangriffe der *Operation Gomorrha*, auch Feuersturm genannt, im Juli und November 1943 vernichtet worden, bei denen es fünfunddreißig tausend Tote zu beklagen gab. In drei Nächten hatten die Engländer mit amerikanischer Unterstützung mit jeweils über 700 Bombern ganze Bombenteppiche von über hunderttausend Bomben auf die Stadt niederprasseln lassen. Viele dieser Trümmerfelder, wie in Rotenburgsort und Hammerbrook, waren natürlich noch nicht frei geräumt. Sie wurden aber für den neuen Wohnungsbau dringend gebraucht.

Wie gesagt, hatte die Verwaltung mithilfe der Engländer nach deren Besetzung Anfang Mai 1945 einige Wohnlager in Hamburg eingerichtet, die für die dringendsten Fälle erhalten

²⁵ Abkürzung für: Sowjetisch besetzte Zone, bis 1990 DDR, jetzt neue Bundesländer

²⁶ Siedlungs-Aktiengesellschaft Altona (SAGA), kommunales Wohnungsunternehmen in Hamburg seit 1920er-Jahre, größter Vermieter Hamburgs

mussten. Anna sprach dort im Wohnungsamt vor, und anhand der Tatsache, dass sie Flüchtling war, alleinstehend mit einer kleinen Tochter, bekam sie im Lager Neuhöfer Straße 75 eine Unterkunft angeboten. Dies war leider keine Baracke oder Nissenhütte zur alleinigen Benutzung, sondern ein Zimmer zur Untermiete bei einer älteren Frau, Elfriede Röpert, in einer Baracke. Sie solle dieses Angebot annehmen, oder Hamburg wieder verlassen. Da Hamburg zu der Zeit²⁷ mit Flüchtlingen, Zerbombten und Rückkehrern geradezu überschwemmt wurde, musste Anna nicht lange überlegen, denn sie war froh, überhaupt heil hier angekommen zu sein. Sie hatte auf dem Weg unter Brücken und freiem Himmel geschlafen, was in der damaligen Zeit nicht gerade ungefährlich war. Überall gab es noch einzelne, versprengte Soldaten, oder anderes lichtscheues Gesindel, die einer einzelner Frau mit Kleinkind nicht gerade wohl gesonnen waren. Es waren Überfälle und Übergriffe auf die sexuelle Unversehrtheit der Frauen an der Tagesordnung. So nahm sie ihren kleinen Handwagen mit der wenigen Habe, und ihre Tochter Erika an die Hand und machte sich auf den Weg zur Neuhöfer Straße. Im Amt hatte man ihr gesagt, dass sie am schnellsten und einfachsten mit der Fähre nach Neuhof kommen würde. Nachdem sie sich nach dem Weg erkundigt hatte, begab Anna sich zum Baumwall an den Landungsbrücken und bestieg dort die Personenfähre der HADAG²⁸ mit der Linien-Nummer 61. Diese tuckerte über die Elbe, am Kleinen Grasbrook in die Reiherstiegsmündung, dann diesen Nebenarm der Elbe runter in Richtung Harburg. Der Wind wehte ihr um die Nase, brachte den Geruch von öligen Flusswasser und Industrie mit sich. Einige Möwen begleiteten sie kreischend von

²⁷ 1949 schätzte man die Einwohnerzahl von Hamburg auf 1,9 Millionen Menschen.

²⁸ Hafendampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft - Seit 1888 fahren die HADAG-Fähren im Liniendienst durch den Hamburger Hafen.

Anleger zu Anleger. Erika saß oben auf den Habseligkeiten, die sich im Handwagen befanden, beobachtete begeistert dieses für sie unbekannte Spektakel.

»Mama, guck mal, Vogel.« Sie zeigte mit ihrem kleinen Ärmchen zum Himmel. Klatschte danach mit kindlicher Freude in die Hände.



Foto²⁹ von 1950

»Ja, Schatz, eine Möwe«, klärte Anna auf. Gerade verließ die Fähre den Anleger *Argentinienbrücke*, um die nächste Anlegestelle *Fährstieg* im Reiherstieg, der insgesamt 9 Kilometer von den Landungsbrücken bis Hafen Harburg lang war, anzusteuern. Das fast schwarze Wasser lag, wie es schien, völlig unbewegt in seinem Bett. Weit voraus sah man schon die Hubtürme der Reth-Hubbrücke ihr Metall in den Himmel strecken. Diese Türme waren 50 Meter hoch, und gehörten somit weltweit zu den größten ihrer Art. Mit einer Hubhöhe von 35 Meter erreichte sie eine Durchfahrtshöhe für Schiffe von 42 Meter. Sie war für Autos, von denen es noch nicht besonders viele gab,

²⁹ Anna Bösler mit der kleinen Erika ein Jahr nach der Flucht aus dem Sudetenland, fotografiert am Reiherstieg.

und Schienenfahrzeuge gedacht.

»Anleger *Neuhof!*«, rief jetzt der Fahrkarten-Kontrolleur, als die Fähre am Ponton neben der Werft von *OELKERS* anlegte.

»Komm Schatz, wir müssen jetzt aussteigen«, sagte Anna zu ihrer Tochter. Der Matrose, der das Fallreep runter ließ, half ihr mit dem Wagen, der bald darauf auf dem schaukelnden Anleger stand, und nun den Steg rauf an Land geschoben wurde. Hundert Meter weiter vorn sah Anna quer eine Straße, den Neuhöfer Damm, doch zuerst kam sie an dem rot geklinkerten Büro- und Wohnhaus der Oelkerswerft vorbei, das links lag. Anna wusste, dass sie nach links musste, um dann in die Neuhöfer Straße zu wechseln. Schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite, also rechts von ihr, befand sich ein riesiger roter Klotz von Gebäude. Sie erkannte sofort, dass dies eine Schule sein musste, denn der große Hof davor mit Turnhalle am anderen Ende war voll mit lärmenden Kindern. Dies war die Volksschule Neuhöfer Damm 95, eröffnet im November 1913, auf der auch Bernhard und seine Geschwister irgendwann in der Zukunft das kleine und große Einmaleins lernen sollten.

Nach ungefähr dreihundert Meter die Neuhöfer Straße hinunter, wobei sie auch den Reiherstieg über die Klappbrücke überquerte, stand sie dann auf der südlichen Straßenseite vor dem Wohnlager Neuhöfer Straße 75, wo sie erst mal angekommen war.

Wir verlassen sie jetzt und schauen, wie es mit Bernhard in der Zukunft nach dem Konzertdesaster weiter ging.

Sonntag, 5. August 1973

Bernhard lag still, er wusste noch nicht, ob er schon wach werden wollte. Nach einem Blick auf die Uhr, stellte er fest, dass es halb zwölf war. In einer halben Stunde gab es Mittagessen. Dann hatte er ja noch etwas Zeit. Er stand auf, um etwas Musik zu hören. Er schaltete seine Stereoanlage von Philips an, suchte sich aus seiner LP-Sammlung ›*Thick as a brick*‹, ein

Konzeptalbum³⁰ der Gruppe *Jethro Tull* aus. Das Album, letztes Jahr erschienen, bestand aus einem einzigen Stück, welches sich über zwei LP-Seiten erstreckte und 43 Minuten lang war. Bernhard mochte Musik, die ziemlich lang war, und zwischen Melodie und Rhythmus facettenreich wechselte. Schon klangen die ersten Takte aus Gesang, Flöte und akustischer Gitarre gefällig aus den Lautsprechern, die Bernhard in allen vier Zimmerecken unter der Decke hängen hatte. Vor allen mochte er die Querflöte und den etwas leiernden Gesang von *Ian Anderson*, dem Frontmann von *Jethro Tull*. Zwischendurch gab es immer wieder den Einsatz von Klavier, Cembalo, Glockenspiel, Hammond, Schlagzeug, Geige, Trompete, Saxophon und sogar ein Orchester. Manche Passagen waren richtig disharmonisch, eben Progressive Rock, was momentan neben Hardrock und Krautrock seit drei Jahren seine Lieblingsmusik war. Alles was mit Tasteninstrumenten, Gitarren und Flöte gespielt wurde, musste er wenigstens antesten. Er mochte zwar auch Popmusik, wenn er zum Tanzen ging, aber richtig glücklich machte ihn nur ProgRock, wie die Kenner es nannten. Bernhard wusste nicht, woher er seine Vorliebe für diese Art Musik hatte, denn keiner seiner Geschwister mochte etwas anderes als Pop-Musik und Schlager. Er stellte die Lautstärke etwas leiser. Wollte keinen Ärger haben.

Als er gestern Abend, für einen Sonntagsabend verhältnismäßig früh, nach Hause kam, waren seine Eltern doch erstaunt, denn meistens kam er erst mitten in der Nacht heim. Sie schauten gerade im Fernsehen ›*Dem Täter auf der Spur*‹ mit der Folge ›*Stellwerk 3*‹ im 1. Programm. Darin versuchte Günther Neutze als Kommissar Bernard einen mysteriösen Zugunfall aufzuklä-

³⁰ Ein Konzeptalbum ist ein Musikalbum, das nicht aus einzelnen Titeln besteht, sondern ein komplexes Ganzes als Geschichte oder Thema erzählt. Man benutzt auch den Begriff *Rockoper*. Hauptsächlich werden Konzeptalben in der Musikrichtung *Progressiver Rock* (ProgRock) verwendet.

ren, wo zwei Lokomotiven zusammengestoßen waren, weil die Weichen nicht gestellt waren ... der Weichensteller war ermordet worden.

Er setzte sich dann zu ihnen ins Wohnzimmer, und sah sich mit ihnen nach der *Ziehung der Lottozahlen*, der *Tagesschau* und dem *Wort zum Sonntag* dann noch einen Western an: »*Revolverhelden von Wyoming*« mit *Robert Taylor* in der Hauptrolle. Das Programm war dann um zwanzig Minuten vor Mitternacht beendet, und es gab nur noch Rauschen. Die Programmleute beider Sender hatten sich wohl abgesprochen, denn auf dem 2. Programm gab es auch einen Western: »*Fort Laramie*«, der noch bis um 0:35 Uhr lief, um nach den Kurznachrichten dann auch die weißen Pixel zeigte.

Seit er bei der Marine war, kam er einfach nicht mehr dazu, oder war mit anderen Sachen beschäftigt. Am Wochenende war um Mitternacht herum die deutsche Fernsehlandschaft tot, denn es gab ja nur die beiden sogenannten Vollprogramme³¹. Na, ganz richtig war das nicht, denn seit 1965 gab es noch ein Drittes Fernsehprogramm von NDR/RB/SFB, welches aber nur als Kultur- und Spartenprogramm zeitweise sendete.

Bernhard war in der Zwischenzeit im Bad gewesen, hatte sich angezogen und die Musik – die erste Seite der LP war beendet – abgestellt. Da rief seine Mutter auch schon:

»Berni, wir können essen.« Er machte seine Tür auf.

»Ja, ich komme schon.« Wie er feststellte, war er anscheinend der einzige der Kinder, der heute Mittag anwesend war. Werner wohnte schon seit zwei Jahren nicht mehr hier, Alfred war letzten Monat ausgezogen, und Rosita – von allen nur Süße genannt – wohnte immer noch hinten im Zimmer der Kleinen, war aber meistens bei ihrem jeweiligen Freund. Nur wo sich Dieter, mit dem er sich mehr oder weniger das andere Zimmer teilte, Tag und Nacht herumtrieb, wusste keiner in der

³¹ 1. Programm = heute *Das Erste* (ARD) – 2. Programm = heute ZDF

Familie. Alle waren sie praktisch schon ausgezogen, führten ihr eigenes Leben. Hatten eine Partnerin, nur er nicht. Er, der als ältester seiner Geschwister eigentlich alles zuerst erleben sollte, hinkte immer hinterher. Vielleicht war er einfach unfähig zu leben. Der Stempel auf seiner Stirn lockte das Schicksal an, und das meinte es gar nicht gut mit ihm. Spielte mit ihm, wie mit einem Ball. Schon quälten ihn wieder Selbstzweifel.

Da sie also nur zu dritt waren, hatte Anna den Küchentisch gedeckt. Dieser stand an der einen Küchenwand, so dass noch drei Seiten frei waren. Bernhard setzte sich ans Fenster, so konnte er raus gucken. Sein Vater nahm die andere Schmalseite, und Mutters setzte sich davor. Sie hatte jedem ein Glas zu trinken hingestellt, denn ihr Spruch war immer: ›*Nur arme Leute trinken nichts zur Suppe*‹. Heute gab es geschmorte *Dicke Rippen* mit Kartoffeln und Soße und Rotkohl. Diesen Kohl mochte Bernhard besonders, denn den bereitete seine Mutter in ihrer speziellen Art zu. Nicht so zerkocht wie andere den machten, sondern selbst zerschnitten, dann gekocht, noch sehr bissfest, mit Zwiebeln und durchwachsenen Speck, beides in kleine Würfel geschnitten, in Schmalz angebraten, und ... mit einem Schuss Essig. So bekam er die Konsistenz wie Salat, nur dass er noch heiß war. Wie sagte man so schön, *er hätte sich rein setzen können*. Aber auch die Schweinerippen, so dickfleischig, dass man auch ›Dicke Rippen‹ dazu sagte, waren ein Gedicht, die Kartoffeln in die Soße gemust³². Lecker! Man konnte von seiner Mutter sagen, was man wollte, aber kochen konnte sie schon immer. Schließlich waren er, sein Vater und seine Geschwister in den letzten zwanzig Jahren alle immer satt geworden, was in den Fünfzigern nicht gerade einfach war.

»Wann willst du denn heute Abend los?«, fragte sein Vater, bevor er sich ein großes Stück Fleisch mit der Gabel zwischen

³² Zerdrückt, zerstampft, zermanscht

die Zähne schob. Sofort begann er kräftig zu kauen.

Bernhard schluckte seinen Teil runter.

»Heute kann ich mir wieder etwas länger Zeit lassen, denn ich fahre mit Volker im Wagen mit. Da brauchen wir ja nicht so früh los.« Volker hatte einen VW Käfer, und wenn es dessen Dienst erlaubte, fuhr Bernhard gegen Benzingeld bei ihm mit. Manchmal ergab es sich, dass sie erst ziemlich früh am nächsten Morgen fuhren, weil sie ja Heimschläfer waren, die erst zum Dienstbeginn um 6:00 Uhr zurück sein mussten. So konnten sie praktisch noch eine ganze Nacht zu Hause verbringen. Es war schon sehr nützlich, einen Wagen zu haben. Bernhards Fiat 124 war ja schon seit Januar im Autohimmel. Nach seinem Unfall am 2. Weihnachtsfeiertag letzten Jahres, hatte er ziemlich demoliert auf dem Parkplatz der Marineversorgungsschule in List auf Sylt, seiner letzten Dienststelle, gestanden. Weil es sich nicht mehr lohnte, diesen zu reparieren, hatte er ihn bei seiner Versetzung dort einfach stehen lassen. Ja, Bernhard war schon ein Schlemihl³³, der aber überall einen Weg heraus fand. Als Ende Januar die *Hell Drivers* auf Sylt waren, suchten sie wie immer Schrottautos, von denen sie bis zu 300 Stück pro Jahr zerlegten. Der MVS-Spieß, Fähnrich Schlammer, rief dann Bernhard in Tarp an, und fragte ihn um Erlaubnis, diesen Fiat an sie zu übergeben. So wurde er ihn dann ohne Kosten und Aufwand los, und brauchte sich um nichts mehr zu kümmern. Da hatte er wieder richtig *Suppe* oder *Grütze*³⁴ gehabt, wie er das immer nannte. Nur hatte er eben keinen fahrbaren Untersatz mehr.

Nach dem Essen, Bernhard half seiner Mutter beim Abtrocknen, ging sein Vater in die Stube, um seine ›*BILD am Sonntag*‹ zu lesen.

³³ Pechvogel, Unglücksmensch, Unglücksvogel, Schlitzohr

³⁴ Glück oder Dusel oder Massel haben

»Berni, hast du das schon mitbekommen? Am Freitag haben die den *Günther Netzer* zum zweiten Mal zum ›*Fußballer des Jahres*‹ gewählt.«

»Nee, wusste ich nicht. Aber zum zweiten Mal?«

»Ja, nach letztem Jahr. Er ist der erste, der es bis jetzt zweimal wurde.«

Eigentlich interessierte es Bernhard nicht besonders, denn für Fußball hatte er nicht viel übrig. Na gut, wenn es um die Spiele der deutschen Mannschaft bei der Weltmeisterschaft ging, dann schon, die sah er sich auch an. Oder wenn es mit irgendeiner Mannschaft auswärts ging, um zu spielen, sei es in Osnabrück oder nach Antwerpen mit der Firmenmannschaft von HELLMANN, da fuhr er nicht nur mit, da spielte er dann auch, mehr oder weniger auf der linken Abwehrposition.

2.2 Schnappschüsse der Vergangenheit – Lager

Das Wohnlager Neuhöfer Straße 75 als Familien-Obdachlosenunterkunft bestand aus annähernd 130 bis 150 Baracken und Nissenhütten. Die Wohngebäude, wenn man die überhaupt als Wohnungen betrachten konnte, hatten zwar Strom in jeder Hütte, aber keine sanitären Einrichtungen. Also auch kein Wasseranschluss. Diese Einrichtungen waren in separaten Gebäuden im Lager verteilt. Die Wasserzapfstellen gab es mehrmals. Immer am Anfang und am Ende jeden Ganges. Es waren einfache Leitungen, die aus dem Boden kamen, und um die herum praktisch eine Entnahmestation gemauert wurde. Diese aus roten Klinkern war ungefähr einen Meter hoch, quadratisch so fünfzig mal fünfzig Zentimeter, unten mit einer Abstellfläche in Höhe von vierzig Zentimeter mit einem Siel aus Gusseisen. Darauf stellte man seinen Eimer, Kanister, Kanne oder sonstiges, mit dem man das Wasser abtransportierte. Abschluss fand die Säule durch eine aufgemauerte graue Betonplatte, unter der zehn Zentimeter tiefer die Leitung einen Knick machte und als Hahn mit Kreuzknebel ausgeführt wurde.

Im Winter dann froren die Zapfstellen immer ein. Wer Wasser holen wollte, war gelinde gesagt am Arsch gekniffen. Man musste erst wieder zurück, Zeitung und Feuerholz holen, um die gefrorene Leitung wieder aufzutauen. In neunzig Zentimeter Höhe, wo der Hahn aus der gemauerten Zapfstelle kam, war eine Auslassung von ungefähr zwanzig Zentimeter. Dort entfachte man mit der Zeitung und dem Feuerholz ein Feuer, welches eine Weile brennen musste. Der Hahn und die Leitung wurde heiß, das Wasser taute auf, man konnte es wieder laufen lassen. Dies dauerte natürlich mitunter mehrere Minuten, während man dort stand und einem langsam Eiszapfen an der Nase wuchsen. Die Heinrichs sorgten eigentlich immer vor, indem sie mehrere Eimer füllten und als Vorrat hielten. Auch sonst achteten alle Bewohner des Lagers darauf, dass die Wasserstellen in Ordnung waren.

Es gab fünf Gänge – die übrigens alle nur aus Schotter und festgefahrener Erde bestanden –, die das Lager, welches man sich als großes Quadrat, oder vielmehr Rechteck, vorstellen musste, längs teilten. Ganz links und ganz rechts gab es die beiden Hauptgänge, die nach außen hin mit Baracken bebaut waren. Die Hauptgänge waren übrigens breit genug, dass da ein Lastwagen fahren konnte, brauchte man auch für die Müllabfuhr. Die drei mittleren Gänge waren je nur weniger als halb so breit. Ein weiterer Hauptgang quer zur Straße hin, als vororder Abschluss, wo auch drei Baracken standen: von links eine lange Wohnbaracke, dann kam eine Lücke als Abgang zur Straße. Weiter nach rechts dann die Baracke mit der Kindertagesstätte, daran folgte ein kleines Gartenstück. Bis zum dritten Abgang dann eine Baracke, in dem der Verwalter seine Wohnung und Büro hatte. Dann am oberen Ende des Lagers, nach Süden hin, als Abschluss quer der andere Hauptgang. Damit man begriff, wie das Leben im Lager ablief, muss man begreifen, wie es aufgebaut war.

Bei dem dritten Abgang, also rechts nach NeuhoF hin, waren zwischen der Verwalterbaracke und der Straße noch ein länglicher, flacher Betonbau, in dem ein Krämer mit Namen DüsterhöfF, und vorn an der Straße ein Schlachter mit Namen Kaiser, ihre Läden hatten. Hier konnte man Lebensmittel und Gebrauchsartikel des täglichen Bedarfs erstehen, doch für besondere Dinge wie Bekleidung, Elektrogeräte und Luxusartikel, die sich sowieso keiner leisten konnte, mussten weite Wege, runter nach Wilhelmsburg rein oder gar nach Hamburg in die Innenstadt, in Kauf genommen werden. Witzigerweise gab es beim Schlachter auch frische, lose Milch, die man in der Milchkanne holte. Was gern als Witz erzählt wird, war Bernhard öfter passiert: Er sollte Milch holen, seine Mutter mahnte ihn, auf das Geld – fünfzig Pfennig – aufzupassen, es nicht zu verlieren. Damit das nicht passierte, legte er es unten in die Kanne, und schlenkernd ging er zu Kaiser in den Laden. Hier

roch es immer unangenehm nach frischem Fleisch und Blut, was Bernhard gar nicht mochte. Der Schlachter war ein großer, grobschlächtiger Mann mit einem roten Gesicht. Er trug meistens so ein gestreiftes Hemd in blau-weiß, eine weiße Hose und darüber eine weiße Gummischürze, die immer voller Blutspritzer war. Nachdem Bernhard ihm gesagt hatte, was er haben wollte, nämlich die Kanne voll Milch, ging Kaiser mit der Kanne in den Kühlraum, der sich vor dem Verkaufstresen auf der Seite der Kunden in der rechten Wand befand. Dort legte er einen großen schwarzen Hebel an der schweren, dicken grauen Tür um, öffnete und ging drei Stufen nach unten in den Raum. Durch die geöffnete Tür kamen kalte Nebelschwaden. Bernhard konnte mal beobachten, wie er aus einer chromfarbenen Zapfstelle durch herunterdrücken eines Hebels die Milch in die Kanne pumpte. Er kam damit wieder nach oben raus, schloss die Tür der Kühlkammer, wo sich auch das Fleisch befand, und reichte ihm die Kanne.

»So, dann kriege ich jetzt fünfzig Pfennig von dir«, sagte er.

Bernhard guckte betröpelt, druckste herum und sagte:

»Die sind doch in der Kanne.« Auch, wenn Kaiser dies schon bestimmt hundert mal gehört hatte, wunderte es Bernhard schon, dass er dann nicht jedes Mal vorher in die Kanne guckte. Aber wir wollen ja nicht vorgreifen.

Gegenüber an der anderen Straßenecke war in der ersten Baracke dort eine Kneipe untergebracht, das *Rocky Docky*, betrieben von der Familie Zyonsko, die zwei Kinder hatten, Ronald und Regina.

Zwischen der Reihe mit der Verwalterbaracke und der Straße gab es noch verschiedene Gebäude und Gelände. Wenn man ganz links anfang – vorausgesetzt man stand davor – gab es den Graben zur Wollkämmerei. Dann den ersten Aufgang. Mit Aufgang war folgendes gemeint. Das Lager an sich wurde auf einer Erhöhung errichtet. Man hatte ein riesiges Areal mit Schutt, Sand und Erde auf die Höhe von annähernd drei Meter

neben der Wollkämmerei aufgeschüttet. Darauf kam dann das Lager mit seinen Hütten und Baracken. Um da hoch zu kommen, also ins Lager rein, musste man drei Steigungen – links, in der Mitte und rechts – erklimmen. Da es im gesamten Lager keine befestigten Wege gab, die sogenannten Gänge waren alle aus festgetretener Erde, waren auch die Aufgänge nur aus solcher. Bei schlechtem Wetter konnte man sich vorstellen, was für ein Matsch das alles war. Am besten konnte man sich das vorstellen, wenn man schon mal einen *Western* gesehen hatte. Dort die sogenannten Westernstädte mit ihren matschigen oder staubigen *Straßen* – je nach Wetterlage. Dann weiß man, wie es im Lager aussah.

Also links der Graben neben dem hohen Holzzaun der Kämmerei, hier war die Böschung, die rechts daran folgte, noch ziemlich flach. Bis zur hinteren Tiefe des Lagers, also in Richtung Wollkämmereistraße nach Süden, wo der Höhenunterschied schon mehrere Meter betrug. Neben Graben und Böschung folgte der sandige Aufgang, den die Bewohner des Lagers gern *Klimbkes Berg* nannten, weil direkt da, wo er anfang Ernst Klimbke wohnte, der einen größeren eingezäunten Garten hatte, in dem sogar ein Obstbaum dicht am Zaun stand, an dem Augustäpfel reiften. Danach bis zum mittleren Aufgang, standen mehrere Nissenhütten mit der Stirnseite, wo sich die Eingangstür und Fenster befanden, vorn zur Straße hin.

In einer dieser Hütten hatte ein Krämer seinen kleinen Laden eingerichtet. Dieser schlanke, große Mann mit den dünnen Haaren trug immer einen hellbraunen Kittel und hörte auf den Namen Tiedemann. Dort konnte man wie in einem Tante-Emma-Laden alles an Lebensmittel kaufen, aber ganz speziell führte er Backwaren. Beim mittleren Aufgang, der nach oben zwischen der links liegenden langen Wohnbaracke und der Kindertagesstätte führte, lag zwischen dieser und der Straße ein Grundstück, drei Meter hoch eingezäunt, wie eine Aschenbahn geplant, und als Ball- und Spielplatz mit Klettergerüst ausges-

tattet. Dann folgten an der Straße wieder zwei, drei Hütten bis zum Betonbau mit den beiden Läden an dem dritten Aufgang. Dies alles bildete den vorderen Abschluss des Lagers zur Straße hin. Gegenüber des Lagers, auf der anderen Straßenseite, befand sich im tiefer gelegenen Grund eine Kleingarten-Siedlung. Sie war vielleicht mal so angelegt worden, aber inzwischen wurden die kleinen Lauben, aus Holz und gemauert, als feste Behelfsheime missbraucht. Was anhand der Wohnungsmisere auch kein Wunder darstellen durfte.

Kam man oben auf Klimbkes Berg an, stand man auf einer Brachfläche. Es sah ziemlich unfertig aus. Erde war einfach hin geschüttet, um dann vergessen zu werden. Aus der zerrupften Erde gaben sich Grassoden und Unkraut ein Stelldichein. Guckte man an dieser Stelle in die Tiefe des Lagers, also von der Straße nach Richtung Süden, fiel der Blick auf eine Nissenhütte, die neben dem kleinen Weg stand, der links den Graben und die Böschung tangierte. Dieser Weg – nennen wir ihn mal *Kämmereiweg* – führte, immer an der Böschung lang, bis zur Wollkämmereistraße, also weit hinters Lager. Die Hütte zeigte einem auch wieder die Stirn, hatte eine Tür in der Mitte und beidseitig je ein Fenster. Die Fenster dieser Hütte waren alle mit undurchsichtigen Drahtglas bestückt. Sie war zirka zwölf bis vierzehn Meter lang, und auch an deren Ende waren zwei Fenster. Dieses Gebäude war das Toilettenhaus. Die Kinder sangen hier oft ein Lied, wenn sie merkten, dass jemand gerade sein Geschäft verrichtete:

*›Erna die verrückte,
saß auf dem Klo und drückte.
Drückte bis der Topf zerbrach,
und der Kötel daneben lag.‹*

Betrat man es, stieß man nach einem Meter auf eine Mauer, die den Raum der Hütte innen längs teilte. An diese Mauer

waren beidseitig je zehn Klosett-kabinen gemauert, die je mit grauen Holztüren verschließbar waren. An der einen Wand beim Ausgang gab es noch einen Wasserhahn mit Blechbecken darunter. Wenn man nun meinte, im Winter konnte man sich hier das Wasser holen, irrte man sich gewaltig, auch diese Zapfstelle war immer eingefroren. Oder eins der Toilettenbecken war verstopft, das große Geschäft, heißt die Wurst, lag noch in der Schüssel, auch das war dann alles gefroren. Hatte den Vorteil: Gefrorene Scheiße stinkt nicht. Nicht nur das, da die Außentür unten nicht richtig schloss, lief dort immer Wasser und auch Flugschnee über den Boden. Im Winter war es dann gefroren, und man musste aufpassen, dass man sich nicht hinlegte, und sich die Knochen brach. Auf der linken Reihe hatte jemand einen Nagel in die Mauer geschlagen, um einen Stapel Zeitungspapier zum Abwischen aufzuhängen. Daneben hatte jemand mit schwarzer Wachskreide in großen, krickeligen Buchstaben geschrieben:

*Fünf Minuten wird geschissen,
wer länger scheißt, wird rausgeschmissen!*

Da es hier immer ziemlich streng nach Pisse und Scheiße roch, um nicht zu sagen stank, und sich keiner gemüßigt sah, sauber zu machen, wurde die Toilettenhütte eigentlich selten benutzt. Auch die Heinrichs hatten ihre beiden Plumpsklos in zwei Schuppen eingebaut, und nachts benutzten sie einen Eimer mit Deckel in der Küche, ihren sogenannten Notdurfteimer. Aber dazu später mehr. Weiter geht es mit dem Aufbau des Lagers. Rechts neben dem Häuschen³⁵ gab es einen großen Garten, dem sich die zugehörige Baracke an der linken Ecke des Hauptganges anschloss. Dies war ein kleiner Platz. Vor sich hatte man den linken Hauptgang mit den beiden Wohnba-

³⁵ Häuschen nennt (nannte) man Toiletten, weil die früher immer draußen im Garten oder auf dem Hof standen

racken auf der linken Seite. Drehte man sich, wurde dieser Gang rechts mit einer Reihe Nissenhütten begrenzt, die wieder die Stirnseite mit den Eingängen dem Gang zeigten. Es war im Lager also so, dass die Hütten immer quer zum Gang, während die Baracken längs standen. Außer die zur Straße hin, oder direkt an der Neuhöfer Straße stehend.

Vor der ersten Hütte sah man sich der Wasserzapfstelle gegenüber, im Rücken hatte man die erste quer stehende Wohnbaracke, die das Lager zur Straße hin abgrenzte. Drehte man sich wieder um zum linken Hauptgang, stand man vor der Baracke, welche die Ecke neben Garten und Toilette bildete. Die Baracken waren zweigeteilt, in jeder Hälfte lebte eine Familie. Bei dieser Baracke war es so, dass zwei Brüder mit ihren Familien dort wohnten. In der vorderen Hälfte, zum Klimbkes Berg hin, wohnte Werner Buve mit Frau Edith und den Kindern Inga und Manfred. In der Hälfte daneben sein Bruder Max mit seinen und Werners Eltern, eben Oma und Opa Buve. An der rechten Seite ihrer Baracke hatten sie einen Schuppen gemauert, mit einer braunen Holztür an der Längsseite. Nach einem langen Zaun, der bis hinter die Toilettenhütte an den Weg reichte, kam ein ziemlich großer Garten, der zweigeteilt war. Er ging bis zur nächsten Baracke, war annähernd zwanzig Meter breit, und zum Hauptgang bündig mit den beiden Holzhäusern durch einen Maschendrahtzaun gesichert. Da die Baracken im Lager auf gemauerten Sockeln standen, war die Eingangstür immer über drei Treppenstufen zu erreichen. Diese befand sich meistens in der Mitte der Gebäudehälfte. Hier an der zweiten Baracke in Reihe war es anders. Die linke Hälfte, zu dem der große Garten gehörte, hatte den Eingang nicht vorn, wie die rechte Hälfte, in der die Familie Pimkus wohnte, sondern links war ein steinerner Anbau, nicht ganz so hoch wie die Baracke selbst, tief zirka zwei Meter, bei drei Meter Länge an der Stirnseite entlang. Gleich vorn im Garten hinter einer hölzernen Pforte, führten zwei Stufen in den Anbau. Erst in diesem An-

bau befand sich der Eingang in die Wohnung. Zur Zeit wohnte hier Johannes Christensen und seine Frau Grete, ein älteres Ehepaar. Hier sollte mal die Familie Heinrich bis zu ihrem Umzug 1965 in die Neubausiedlung Schwentnerring in Kirchdorf wohnen. Aber wie immer wollen wir nicht vorgreifen. Rechts neben der Wohnung von Pimkus, in der zeitweise bis zu 9 Personen lebten – obwohl sie wie alle Baracken nur 4 gleich große, quadratische Zimmer hatte. Man kam grundsätzlich immer zuerst in die Küche, wo ... wenn man sich im Raum befand ... die Tür in der rechten Ecke war. Gleich an der linken Wand war die Tür zum Wohnzimmer, mit gegenüber liegendem Fenster. Von der Eingangstür der Küche ging es in der rechten Ecke gegenüber ins Kinderschlafzimmer, und dort dann in der linken Ecke ins Elternschlafzimmer. Auch dort war konträr der Tür ein Fenster. In der Küche war es mittig an der rechten Wand, bei den Kindern kurz hinter der Tür, beide Fenster gingen zum Hauptgang raus. Bernhard konnte sich nicht erklären, wie die Pimkus' mit 9 Personen, wovon 8 fast erwachsen waren, da leben konnten. Da war die *olle* Pimkus mit ihrem zweiten Mann, dann mit den älteren Geschwistern angefangen – alle hießen sie Nöller, nach dem ersten Mann – Renate, Horst-Dieter, die Zwillinge Helga und Gisela, die Zwillinge Hannelore und Brigitte, und als jüngsten Rabauken Karl-Heinz Pimkus, genannt Heiner oder Heinerle. Gleich hinter der Baracke, also seitwärts war wieder nichts, also Brachland, hin geschüttete Erdhaufen, liegen gelassen, inzwischen mit Grassoden und Unkraut bewachsen. Dann, Ende des Ganges, die obligatorische Wasserzapfstelle. Dahinter fing ein großer Bolzplatz mit zwei Toren ohne Netze an. Der reichte links an den *Kämmereiweg*, wo beim hinteren Tor die Böschung schon mehrere Meter tief war. Dort auf der rechten Seite war noch ein kleiner Spielplatz mit Sandkiste, Klettergerüst und zwei Bänken errichtet.

Stand man in dem großen Garten, und schaute auf die andere

Seite des Hauptganges, blickte man auf die quer stehenden Nissenhütten, die einem die Stirnseite mit zwei Fenstern und Eingangstür in der Mitte präsentierte. Von diesen Hütten gab es 140 Stück im Lager, was zusammen mit den Baracken eine Wohnstärke von an die vierhundertundsiebzig Leuten ergab. Dies war der linke Hauptgang. An der rechten Seite des Lagers gab es das Pendant davon, auch rechts begrenzt durch Wohnbaracken. Zwischen diesen beiden Hauptgängen waren noch drei weitere, wobei der linke merkwürdigerweise ›*Revolvergang*‹, und der mittlere eben ›*Mittelgang*‹ genannt wurde. Der rechte Gang war die ›*Parkallee*‹, weil dort am meisten Vorgärten mit Büschen und Bäumen die Fronten der Hütten abschirmten. Wer die wann so nannte, und warum, wusste niemand mehr. Vorne quer zu den Gängen gab es dann logischerweise den Verwaltungsgang, und hinter den Reihen von Nissenhütten und Gängen, gab es noch den ›*Bunkergang*‹, der zweigeteilt das Lager praktisch nach Süden abschloss, bevor sich links der kleine Spielplatz mit anschließenden zwei langen Wohnbaracken, nach rechts ausgerichtet, dann als Bollwerk gegen das nachfolgende Brachland abgrenzte. Bunkergang deswegen, weil dort ein alter länglicher Betonbunker stand, der die mittleren Gänge abschloss, und nur einen schmalen Gang freiließ. Dahinter zu dem Spielplatz und den rechts anschließenden Wohnbaracken war noch der zweite, breitere Teil des Bunkergangs. Dieser Bunker hatte so die Höhe von zweieinhalb Meter, und an den Enden jeweils neben der Stirnseite noch einen Mauersturz obendrauf, so fünfzig Zentimeter hoch und drei Meter lang. Was das mal dargestellt hatte, wusste keiner mehr.

Mit dieser Aufteilung machte Anna Bekanntschaft, als sie dann einige Zeit im Lager wohnte. Bei ihrer Ankunft hatte sie vom Verwalter das besagte Zimmer zur Untermiete bei Frau Elfriede Röpert bekommen, das vom Platz her gerade so für sie und Erika reichte, weil die kleine Tochter noch nicht viel Platz brauchte. Die Baracke stand als letzte am oberen Rand des

rechten Hauptganges. Dahinter stand nur noch die Hütte, die als Waschküche eingerichtet war, und deren Benutzung von der Frau Röpert verwaltet wurde. Das jenseitige Brachland aus Wildwuchs und Gras zog sich bis zum Reiherstieg hin, wo am Reiherstiegdeich oben noch eine Reihe von alten Wohnhäusern stand, die man von unten über eine klapprige Holztreppe erreichte. Wenn man aus Richtung Lager kam, auf einem schmalen Trampelpfad, passierte man die hölzernen Toilettenhäuschen, die hier für die Bewohner standen. Meistens standen die Türen offen, weshalb die Kinder des Lagers, wenn sie mal hier vorbei kamen, immer riefen:

»*Toiletten nach Bedarf schließen!*« oder auch »*Kommen Sie näher, kommen sie ran, hier werden Sie genauso beschissen wie nebenan!*« Es roch da nicht anders, als in ihren Toilettenhütten auch. Nur, dass die Lagerbewohner schon fast luxuriös ihr Geschäft verrichten konnten, hatten sie in ihrer Gemeinschaftstoilette doch richtige Toilettenbecken. Diese hölzernen hier, kamen doch eher Donnerbalken gleich. In jeder dieser Häuschen gab es einen Knüppel, damit man die Ratten verjagen konnte, die sich hier immer herumtrieben.

Anna Böslers lebte sich schnell ein im Lagerleben. Irgendwie waren sie alle eine Gemeinschaft, auch wenn es bestimmt einige gab, die sich nicht leiden konnten, aber man bemühte sich, nichts offen auszutragen. Jeder hoffte doch, eine vernünftige Wohnung zu bekommen, und hier bald wieder verschwinden zu können. Sie sprach dann auch wieder beim Arbeitsamt vor, weil sie doch schnellstens Geld für sich und ihre Tochter verdienen musste. Die Sachbearbeiterin dort fragte nach beruflichem Werdegang oder Kenntnissen, nickte dann, als sie erfuhr, dass Anna Schuhmacherin gelernt hatte. Schaute mit gerunzelter Stirn in ihren kleinen Karteikasten, der aus hellem Holz auf dem wackeligen Schreibtisch stand, entnahm dann eine Karte, die sie hin und her drehte, Vorderseite – Rückseite. Dann, über

die Oberseite ihrer Brille guckend, die sie bis an die Nasenspitze herunter geschoben hatte:

»Vielleicht habe ich hier etwas. Garne bearbeiten. In der *Wollkämmerei*. Industriestraße.«

Anna dachte, was für ein Glück, war die Wollkämmerei doch direkt neben dem Lager. Sie nahm das Angebot an, versprach der Dame vom Arbeitsamt, sich sofort dort vorzustellen, und wünschte einen guten Tag.

Anna übernahm dort den Posten einer Arbeiterin in der Kämmerei, wo sie alte Lumpen und andere Stoffe wieder zu Garnen verarbeiteten.

Während ihrer Arbeitszeit musste sie die kleine Erika ja irgendwie betreuen lassen. Es bot sich ihre Hauptmieterin Elfriede Röpert an, auf Erika aufzupassen. Sie war aber eine alte herrschsüchtige Frau, die es nicht besonders gut mit ihren Mitmenschen meinte. Immer wieder sperrte sie Erika irgendwo ein.

So lebte Anna bis in das Jahr 1950 hinein, hatte auch Ende 1949 mal für kurze Zeit einen Freund gehabt, der aber dauernd auch anderen Frauen den Hof machte, als sie auf ihrer Arbeitsstelle, der *WOLLKÄMMEREI*, den 22-Jährigen Arbeiter Johann Heinrich – vier Jahre jünger als sie – kennenlernte, der da wie ein Hausmeister alles reparierte, was so anfiel. Dieser war erst im April 1948 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Bernhards Vater war im Krieg bei der Wehrmacht in Norwegen stationiert gewesen. Im Januar 1928, am 9. geboren, wurde er noch in seinem Geburtsmonat 1945 eingezogen, gerade mal 17 Jahre alt war er da. Er war dort in einer kleinen Stadt in einer Ersatzteilkompanie stationiert. Der Ort *Frederikstad* lag im südlichen Norwegen an der Küste, südlich, nicht weit von Oslo. Schon seit dem 9. April 1940 waren die Truppen der Wehrmacht ohne Kriegserklärung in dem neutralen Land Norwegen eingefallen. Johann erzählte den Kindern später, dass diese Invasion den Namen ›Unternehmen Weser-

übung hatte.

Die Zeit verging, Anna und Johann trafen sich immer öfter, wobei er ins Lager kam. Denn, wie es der Zufall so wollte, hatte er da auch Verwandte, die dort untergekommen waren. Seine Mutter Berta, bei der auch seine Schwester Helga lebte, – kamen beide aus dem kleinen Ort Buchholz in der Nähe von Zeven – war in zweiter Ehe mit einem Franz Knadigk verheiratet. Die wohnten beide auch in einem Behelfsheim, in einem Gartenhäuschen aus Holz in den *Brummerkaten* nördlich der Dove Elbe im Eishövel 35. Und Verwandte von eben Franz Knadigk wohnten im Lager.



Foto³⁶ von 1950

Da gab es den 38-jährigen Arbeiter Gerhard Knadigk mit seiner 30-jährigen Frau Anneliese und ihren 4 Kindern, zwischen 11 Monate und zehn Jahre alt. Sie wohnten in einer der Hütten

³⁶ Opa Franz Knadigk, Tante Helga (Schwester von Johann), Anna Bösler, Oma Berta Knadigk, geb. Heinrich (Mutter von Johann) und vorn die kleine Erika.

im linken Hauptgang. Dann war da noch die Schwester von Anneliese, Ursel mit ihren Kindern, die im Mittelgang wohnten. Wie gesagt, war Johann angeheiratet durch seinen Stiefvater mit ihnen um einige Ecken verwandt. Er hatte für alle also einen zweifachen Grund, hier zu erscheinen. Obwohl es in Wahrheit nur einen gab, Anna und er hatten sich ineinander verliebt. So wollten sie dann auch zusammen sein, der Raum für drei in dem gemieteten Zimmer reichte natürlich nicht. Im Laufe des Jahres 1950 wurde Anna dann schwanger, und so beschlossen sie, zu heiraten, was sie dann im Winter, am 23. Dezember 1950, einen Tag vor Heiligabend im Standesamt des Wilhelmsburger Rathauses auch machten. Nach der Trauung standen sie auf der schneebedeckten Treppe, auf der siebten Stufe von unten, hoch zum Hauseingang³⁷, windgeschützt



durch die beiden rot geklinkerten Seitenteile der Treppe, und ließen sich für ihre spätere Nachkommenschaft fotografieren.

³⁷ Zu der Zeit hatte das alte Rathaus (Ortsamt) noch einen völlig anderen Eingang. Bis weit in die 1970er hinein lag der über dem heutigen, erreichbar über eine Treppe mit gemauerten Seitenteilen.

Da Anna im vierten Monat schwanger und jetzt verheiratet war, versprach der Verwalter ihr, die nächste leerstehende Nissenhütte würde sie bekommen. Darauf mussten die beiden Jungvermählten dann doch bis nach Annas Entbindung, und noch mehrere Wochen danach warten.

Johann und Anna, jetzt Heinrich, zogen also im August 1951 mit Erika und dem Baby Bernhard in eine Nissenhütte in die Mitte des linken Hauptgangs. Dort, gegenüber dem großen Garten zwischen den beiden Baracken der Familien Buve und Christensen, richteten sie sich häuslich ein. Zu diesen Hütten gehörte ein kleiner Vorgarten, und im Zwischenraum zur Nachbarhütte ein Schuppen. War man in der Hütte, wohnte rechts daneben der besagte Gerhard Knadigk mit Frau und den vier Kindern Reinhold, 10 Jahre alt, Hans-Jürgen, 6 Jahre alt, Thomas, 4 Jahre alt, und das Nesthätschen Carmen, 11 Monate alt, denen in der Zukunft noch ein großes Unglück widerfahren sollte. Links wohnte dann Ruth ›*Rutchen*‹ Fock, und neben ihr Gerhard Schröder, ein Kettenraucher, der Einzige, der einen alten Mercedes als Auto hatte.

Anna gab dann ihren Job in der *WOLLKÄMMEREI* auf, jetzt hatte sie ja zwei kleine Wesen, die ihre Obhut und Liebe brauchten. Johann hatte sich schon seit längerer Zeit nach einer Arbeitsstelle umgesehen, wo er mehr verdienen konnte. Er hatte schließlich für eine Familie zu sorgen. Durch Herumgefrage im Bekanntenkreis, und beim Arbeitsamt, die natürlich nicht tätig wurden, weil er ja noch beschäftigt war, kam er auf die Idee, sich im Hafen mal umzusehen. Die Wirtschaft in Deutschland, und vor allen Dingen hier in Hamburg, nahm einen regelrechten Aufschwung. Die berühmten goldenen 50er-Jahre sorgten auch dafür, dass der Warenverkehr im Hamburger Hafen nur so *brummte*. War im Zweiten Weltkrieg mit dem Einmarsch in Polen der Umschlag fast zum Erliegen gekommen, brachte das deutsche Wirtschaftswunder auch die Welt und ihre Waren wieder zurück in den Hamburger Hafen. Es

wurden überall Leute gesucht, die anpacken konnten. So hatte Johann Berthold Heinrich dann Glück. Er bekam bei der Hamburger Hafen- und Lagerhaus-Aktiengesellschaft (HHLA), die es so seit 1939 gab, einen Job als Schauermann, dessen Aufgabe im Be- und Entladen von Frachtschiffen bestand. Dort verdiente er dann genug, um seine kleine Familie zu ernähren. Dies sollte auch noch für die zukünftigen anderen Familienmitglieder reichen, die dann im Jahresabstand geboren wurden. Anscheinend machte man sich damals keine großen Gedanken über Familienplanung und Verhütung. Mit seinem Stammhalter Bernhard war Johann schon fast närrisch. Er schob sogar den Kinderwagen beim Spaziergang über den Reiherstiegdeich, breitete eine Decke für ihn auf der Böschung aus, setzte ihn dort ab zum Spielen, während er sich der Länge nach ins Gras legte, um einen Kriminalroman aus dem Kelter Verlag zu lesen. Genauso hatte er es vorher mit der kleinen Erika auch gemacht. Ging im Sonntagsanzug mit Hut auf dem Kopf, Fotoapparat am Riemen um den Hals, und einen Trenchcoat über dem Arm mit ihr und deren Mutter Anna über den Deich, Löcher in die Luft starrend. Anna, mit neu gestylter Wasserwelle im Look der 20er-Jahre, die immer einen Blick auf ihre Kleine hatte, die ein niedliches, buntes Strickkleidchen mit Strümpfen und weißes Mäntelchen, und einen weißen Hut gegen die Sonne trug. Oder er ging ein Jahr später mit Bernhard auf der Schulter *Huckepack* bis zur Rethe-Hubbrücke, ließ ihn 3-jährig im Garten zwischen den Hühnern auf der mit Hühnerscheiße bedeckten Erde sitzen und sie füttern, während er an Johannis Pfeife mit dem würzigen Tabak zog. Erika, 7-jährig, brachte ihm als 2-Jährigen das Fußballspielen bei. Wenn man gehässig war, könnte man sagen, dass es kein Wunder war, dass er es später nicht besonders gut konnte.



Foto³⁸ von Januar 1954

Diese Vernarrtheit ließ auch bei den anderen Söhnen, die nach und nach auf die Welt kamen, nicht nach, sondern er übertrug sie auf alle. Werner kam im September 1952, Alfred im August 1954, Claus-Dieter im November 1955, und dann die Überraschung, ein Mädchen, am 17. Dezember 1956, als letzte im Jahr. Die gestandenen, nun erfahrenen Eltern nannten sie Rosita Adelheid. Rosita nach der chilenischen Sängerin *Rosita Serrano*, die ihre größten Erfolge in den 30er- und 40er-Jahren in Deutschland hatte. Und Adelheid nach einer Tante Johanns. Weil sie aber so

³⁸ Bernhard, oder wie er da genannt wurde ›Berni‹ mit zweieinhalb Jahren zieht an Vater Johanns Pfeife.

ein goldiges Kind war, wurde sie bald von allen nur noch ›Süße‹ genannt. Auffällig an allen Kindern war, dass sie bis ins Alter von vier, fünf Jahren vollkommen hellblond waren, und dann stetig nachdunkelten, bis sie alle dunkelhaarig waren, vielleicht bis auf Werner, der eher dunkelblond war. Im Lager sagten dann alle: ›Der ist wohl vom Briefträger‹ oder ›Der ist wohl von Düsterhöff, dem Kaufmann‹.



Foto³⁹ von 1955

³⁹ Auf dem Sessel vor der Hütte: Werner (links) und Bernhard (rechts). Bernhard mit langen Haaren hatte ein Kleidchen seiner Schwester Erika an, aus dem sie herausgewachsen war.

Im Alter von vier Jahren, 1955, hatte Bernhard langes blondes Haar, und Erika mit ihren fast neun Jahren, hatte ihm ein Kleid angezogen, das ihr zu klein war. So saßen er und Werner dann auf dem alten Sessel, der vor der Hütte stand, als Vater Johann ankam, und sie zur Erinnerung fotografierte, seinen Sohn Werner und seine *Tochter* Berni. Die Mieten⁴⁰ in Deutschland wurden jetzt – zehn Jahre nach Kriegsende zum ersten Mal – erhöht. Behelfsheime in Wohnlagern waren davon ausgenommen. Glück gehabt, Familie Heinrich.

Es gab nur wenige Augenblicke, an die sich Bernhard an die Hüttenzeit erinnerte.

Da war die Familie Geddy, die vorne in der quer stehenden langen Wohnbaracke wohnte, die hatten einen Sohn, ungefähr in Bernhards Alter, Freddy. Dieser war sehr oft bei den Heinrichs, um mit den Söhnen zu spielen, und anderen Unsinn zu machen. Er war ein dunkelhaariger Lockenkopf, der immer irgendeinen Schalk im Nacken hatte. Von ihm hat sich Bernhard doch viel abgucken. Merkwürdig an ihm war, er konnte viel Schmerz vertragen, egal was ihm passierte, ob er hinfiel und sich die Knie aufschlug, oder er bekam einen Ball mitten ins Gesicht, es schien, als würde er es nicht merken. Er schrie oder weinte nie. Die einzige schlechte Erfahrung mit ihm machte Bernhard, als er mal in ihrem Anbauschuppen zum Pinkeln war – er nahm eine alte Konservendose dafür – kamen sie auf die Idee, zu probieren, wie die Pisse schmecken würde. Bernhard hielt die Dose in der Hand, blickte den warmen, dampfenden Inhalt an, roch dran, hatte keinen Geruch, obwohl er wusste, dass abgestandene Pisse furchtbar stank ... und nahm einen Schluck. Mann, schmeckte das scheußlich, bitter,

⁴⁰ Der Bundesrat in Bonn verabschiedete ein Gesetz, das die Erhöhung der Altbaumieten in der Bundesrepublik Deutschland um 10 bis 20% ermöglichte. Ausgenommen waren Behelfswohnungen in Baracken, ehemaligen Bunkern oder Nissenhütten.

metallisch und scharf. Er schluckte es nicht runter, sondern spuckte es auf die Gehwegplatten vor der Hütte. Freddy, nahm ihm die Dose ab, wollte die Erfahrung selbst machen, und trank einen Schluck, ließ ihn sich auf der Zunge zergehen, und schluckte ihn runter.

»Nö, schmeckt gar nicht«, sagte er angewidert, der kleine Fratz. Beide waren da so fünf Jahre alt. Er erinnerte sich auch der Zustände in der Hütte. Es war ja fast nichts isoliert, die Decke bestand aus blanken Blechen, die nur von außen mit Teer abgedichtet waren, im Sommer stank es, war es zu heiß, wurde zum Backofen, im Winter dann zum Kühlschrank – anders herum hätte man es gebraucht –, das Kondenswasser vom Atmen schlug unter die Bleche, bildete Nasen und wurde zu Eiszapfen. An den dünnen Fensterscheiben, durch deren Rahmen es zog wie Hechtsuppe, weil sie nicht richtig schlossen, fingen die Eisblumen an zu blühen. Die Kinder machten sich den Spaß, hauchten die Scheiben mit ihrem warmen Atem an, um das Naturspiel darauf zu zerstören. Nach kurzer Zeit erblühten die nächsten Blumen.

Alle hielten sich immer vorn in der Küche auf, stand doch hier der Kohle-Ofen, der dann doch etwas wie wohlige Wärme ausstrahlte, und auf dem das Essen gekocht, gebraten und gebacken wurde, hin und wieder auch noch die kleine Wäsche, an deren Gestank, wenn seine Mutter die beschissenen Windeln seiner kleinen Brüder auskochte, er sich sein Leben lang erinnern würde. Irgendwann Mitte der 50er-Jahre kam plötzlich die Mutter von Anna, Martha Mittel geb. Böslers, zu Besuch. So weit sich Bernhard erinnern konnte, war sie eine große, dürre herrschsüchtige Frau, die immer im Kittel herumlief, wie eigentlich alle Frauen dieser Zeit. Seine Mutter hatte nie etwas von ihr erzählt, wie sie sowieso nichts über sich preisgab. *Wie war ihre Flucht damals aus Römerstadt abgelaufen?, was hatte sie da erlebt?, wer war der Vater von Erika?, wie ist sie in die SBZ gekommen?, wie verhielt es sich mit den Mittels?, wie war*

es mit ihren Stiefbrüdern Ferdinand und Alfred? Es gab nichts, was sie ihnen je erzählt hätte, außer einigen kleinen Andeutungen. Vielleicht hatte Bernhard es von ihr *geerbt*, dass er in seinem Leben oft so verschwiegen und verschlossen war. Jedenfalls war diese Oma dann mehrere Wochen bei ihnen, kommandierte alle herum, erwies sich als völlig kaltherzig und stur. Dann war sie plötzlich wieder verschwunden. Eine ganze Zeit später, eines Abends, klirrte im Stubenbüfett ein Weinglas, zersprang und war kaputt. Anna sagte:



»Huch, da ist jetzt einer gestorben!« Das war wohl ein alter Aberglaube, der besagte, immer wenn ohne Grund ein Glas im geschlossenem Schrank zerspringt, ist ein naher Verwandter gestorben. Nach einigen Wochen dann bekam sie die Nachricht, dass ihre Mutter gestorben wäre. Irgendwann erschien dann Annas Stiefvater Franz Mittel bei ihnen im Lager. Er war ein freundlicher kleiner Mann mit einem zerknautschten Gesicht, einer runden Brille auf der Nase, eine dunkelbraune, ab-

geschabte Motorradlederjacke mit breitem Gürtel am Oberkörper. An den Beinen trug er schwarze Breeches⁴¹, die an den Oberschenkeln ballonförmig aufgeplustert war, und die in seine kniehohen Langschäfterstiefel verschwanden. Mit einem alten Damenfahrrad in der Hand, schob er es den Hauptgang entlang bis zu ihrer Nissenhütte. Die kleine Erika nahm ihn gleich in Beschlag, kannte sie ihren Opa doch schon aus der Zeit ihrer Flucht über die SBZ. Für die Kinder war er doch sehr merkwürdig und geheimnisvoll. Er war mal beim *ZIRKUS KRONE* gewesen, hatte dort als Hypnotiseur und Illusionist gearbeitet. So führte er ihnen denn auch ein paar Kunststücke vor, oder hypnotisierte den zweijährigen Alfred, der dann auf dem Pisspott sitzend darauf *einschlief*. Bis Erika, die jetzt zehn Jahre alt war, ihn bat, Alfred wieder zu wecken. Der hat dann weitergepullert, als wäre nichts gewesen.

Franz erzählte ihnen auch die Geschichte von seinem Zauberspiegel, mit dem er in die Zukunft schauen konnte. Irgendwie war das nicht nur ein daher erzähltes Schauermärchen, denn er hatte *einen* großen Spiegel mit dunklem Holzrahmen, eingewickelt in einer Wolldecke, tatsächlich unter der Kleidung in seinem Koffer versteckt. Als heutiger Mensch mit Vernunft, der klar denken konnte, sah Bernhard die Decke nicht als Mittel, den Spiegel zu verstecken, sondern als ein Mittel, ihn vor dem Zerschlagen zu schützen. Na egal. Jedenfalls hatten sie sehr viel Spaß mit ihm.

Mit den drei ältesten, Bernhard, Werner und Alfred, fuhr er mal nach Hamburg zu den Landungsbrücken, zeigte ihnen durch eine Hafenrundfahrt, die sie mit einer Barkasse machten, den Hafen, seinen Betrieb und die *dicken Pötte*. Irgendwann war er dann wieder zurück nach Warnemünde, wo er wohnte.

⁴¹ Eine Art Reit- oder Uniformhose – die damals von der Wehrmacht und lange von den Soldaten der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR getragen wurde.

Die nächste Erinnerung an ihn hatte Bernhard leider von seinem Tod. Er war erneut bei ihnen in der Hütte zu Besuch, sie saßen gerade beim Mittagessen vorne in der kleinen Küche, es gab Linsensuppe ›süßsauer‹ mit Mehl-Klößen. Daran konnte sich Bernhard ganz genau erinnern, weil er die für sein Leben gern aß. Sie alberten mit Franz herum, als er plötzlich aufsaß, seinen Löffel hinlegte, und nach vorn umkippte, mit dem Gesicht mitten in seinen noch halbvollen Suppenteller. Alle lachten laut auf, weil sie dachten, das wäre wieder so ein Spaß von ihm. Nur Anna sagte kurz: »Huch«.



Foto⁴² Sommer 1956

Wie festgestellt wurde, war er tot. Bernhard wusste jetzt, was es hieß, ›der hat seinen Löffel abgegeben‹, wenn man davon sprach, dass jemand gestorben war.

⁴² Bernhard, Alfred und Werner im Sonntags-Outfit.



Foto⁴³ von Sommer 1956 vor der Hütte

⁴³ Vater Johann Heinrich mit dem kleinen Dieter auf dem Arm. Davor Bernhard, Alfred und Werner (von links), alle im Sonntagsschick. Waren sie nicht alle *goldige* Kinder?

Das wirklich große Ereignis aus seinem Hüttendasein war der Umzug der Familie in die Baracke gegenüber, Hausnummer 56, die mit dem großen Garten, wo bis jetzt – Frühjahr 1958 – die Familie Christensen gewohnt hatte. Beide waren kurz hintereinander plötzlich verstorben. Der Verwalter hatte dann ein Einsehen, gab ihnen, angesichts der vielen Kinder, die leer gewordene Baracke. Da hatten sie dann genügend Platz. In ihre leere Hütte zogen die beiden Jungverheirateten Ewald und Inge Wellmann, die kurz danach einen Sohn bekamen, den kleinen Carlo. Eine Wohnküche, ein Wohnzimmer, und Schlafzimmer je für Eltern und Kinder. Johann hatte von seinem Lohn bei der HHLA immer etwas für später zurückgelegt. Das konnte er, weil er viele Schichten im Hafen *kloppte*. Die Miete der Baracke war mit 45 Mark zwar doppelt so teuer, als die der Hütte mit seinen 20 Mark. Aber dafür hatten sie auch fast dreifach so viel Raum. Sie war mit ihrem Vorbau beim Eingangsbereich auch ziemlich einzigartig, dann noch mehrere angebaute Schuppen, und nicht zu vergessen, der riesige Garten, der für die Kinder natürlich ganz hervorragend zum Spielen war. Sie wurden dafür von vielen im Lager beneidet.

So konnte er einige neue Möbelstücke, die vorher in der Hütte keinen Platz gefunden hatten, anschaffen, um die Baracke auch einigermaßen wohnlich zu gestalten. Damit ließen sie den Muff der Fünfziger Jahre, obwohl dort die große Aufbruchstimmung herrschte, zurück und begaben sich in einen neuen Abschnitt ihres Lebens.

Er stellte drei neue Etagenbetten aus braunem, pulverlackierten Stahlrohr komplett mit dreigeteilten, grauen Matratzen und Kopfteilen, mit Federrahmen ins Kinderzimmer. Dazu dann einen breiten Kleiderschrank aus dunklem Holz für die Kleidung der Kinder. Dies alles geschickt an die Wände verteilt, blieb noch ein großer Raum in der Mitte des Zimmers frei. In den Schlafräum für die Eltern kam ein komplettes Schlafzimmer mit Ehebetten, Kleiderschrank, Nachttischen und Frisier-

kommode mit 3-teiligem Klappspiegel. Links an die Wand der Kleiderschrank, gegenüber dann das Doppelbett mit den Nachtschränken, und an das Stück neben der Tür zum Kinderzimmer dann die Frisierkommode. Für die Wohnstube, die sie endlich hatten, gab es ein Stubenbüfett, eine Couchgarnitur mit 3-sitzigem Sofa, 2 Sesseln, ein Couchtisch zum Ausziehen und Hochkurbeln, eine neue Musikkommode mit Radio und Plattenspieler mit 10er-Wechsler. In der Küche war der Küchenofen mit Kohlebefeuerung schon vorhanden. Er stand in der linken Ecke, weil da der zentrale Schornstein war, der alle Zimmer bediente. Sein schwarzes Blechrohr, das aus dem Ofen kam, führte zu einem Loch dort oben, verschwand darin hinter einer Blechmanschette. Er hatte eine Backröhre mit Klappe, Befeuerungsklappe, Aschenkasten mit Klappe, und eine ebene durchgehende Platte aus Gusseisen, von der man die Ringe der Kochstellen einzeln nach Größe entnehmen konnte. Johann kaufte noch einen Küchen-Waschtisch, der auf Rollen gelagerte Untertisch war ausziehbar. Die zwei emaillierten Blechschüsseln waren herausnehmbar. So hatte man einen Küchentisch, und konnte da gleich das Geschirr abwaschen, da die Baracke auch keinen Wasseranschluss hatte, und somit keine Spüle. Das nächste größere Möbelstück war das Küchenbuffet aus hellem Holz, in der Gesamtausführung war es ein dreiteiliges Möbel. Das Basisteil unten war so ein Meter zwanzig breit, in der Höhe neunzig Zentimeter und fünfzig tief. Es hatte zwei Türen, hinter denen durchgängig ein Bord war. Diese beiden Türen, mit Schlüssel abschließbar, wurden auf der Höhe durch ein senkrechtes Brett getrennt. Darüber links und rechts wieder zwei kleinere Türen mit Magnetverschluss, zwischen denen zwei Schubladen mit abgerundeten Fronten ruhten. Darauf war ein Teil, welches ungefähr dreißig Zentimeter hoch war, auch siebzehn Zentimeter weniger in der Tiefe, links und rechts je eine Tür hatte, und in der Mitte als offenes Fach gehalten war. Da hinein stellte Anna dann den halbrunden Brotkasten aus

Blech. Den Abschluss dieses Büfetts stellte dann das nächste Teil, in der gleichen Tiefe wie das Teil darunter, mit den beiden verglasten Türen, die wieder mit Schlüssel zum Abschließen waren. Das helle Holz war großflächig schnörkelig ausgeschnitten, da die Glasscheiben rein gesetzt. Auf der linken Seite waren drinnen noch ein Glasschuber-Set mit Glas-Schütten, je 3 große für Zucker, Mehl, Salz usw., und 3 kleine für Kümmel, Nelken, Gewürze usw. Zu der Zeit waren die wohl alle ein bisschen ängstlich, hatten doch alle Schränke abschließbare Schlösser mit Schlüssel, als hätten sie Angst, dass ihnen jemand etwas wegnehmen würde.

Zu dem Tisch kamen dann noch einfache Küchenstühle, auch wieder aus hellem Holz, mit vier kantigen Beinen und durch Querverstrebungen miteinander verbunden, deren Sitzfläche mit einem Bezug aus Linoleum versehen waren. Von dem Vormieter, den Christensen, war ein Schlafsofa, Klappsofa mit mittelbraunen Polstern, seitlichen umklappbaren Armlehnen aus dunklem Holz, mit *Springaufbeschlag*, und mit losen Rückenpolstern, in der Baracke zurückgelassen worden. Dieses Sofa ließen die Heinrichs dann in der Küche an der Wand zum Kinderzimmer stehen, davor dann der Tisch, ringsum die Stühle. Die Küche diente als Wohnküche. Links neben das Küchenfenster zimmerte Johann ein Gestell wie einen offenen Schrank, drinnen noch ein Brett, davor kam ein Vorhang. Da kam dann das Küchenradio drauf, und hinter dem Vorhang standen im oberen Teil die Eimer mit Frischwasser und Putzmittel wie *Vim* und *ATA*, während unten der Deckeleimer für die nächtliche Notdurft stand. Auf die andere Seite des Fensters kam dann ein neuer hoher Kühlschrank von *BOSCH*, dessen Tür nach vorne gewölbt war, und der oben abgerundet war, wie jetzt modern. Die Küche und das Wohnzimmer wurden noch ausgelegt, damit man die blanken Fußbodenbretter nicht mehr sah. Als Bodenbelag nahmen sie *Stragula*, eine billigere Linoleum-Nachahmung. Es war eine mit Bitumen getränkte Pappe,

die mit verschiedenfarbigen, eingedickten Ölfarben in diversen Mustern bedruckt wurde. Die Baracke war damit komplett neu eingerichtet, von den alten Sachen aus der Hütte konnten sie außer den persönlichen Dingen, wie Kleidung, Geschirr, Spielzeug, und allerlei Kleinkram nichts mehr gebrauchen. Zu vergammelt war das Ganze. Das alles hatte natürlich sehr viel gekostet, auch für die damalige Zeit, man war zwar in den *Goldenen Fünfzigern*, aber genau deshalb zogen die Preise überall wieder kräftig an. Für die komplette Einrichtung wäre das lang Ersparte draufgegangen, deswegen hatte sich Johann bei der WEKA-KREDIT-BANK Aktiengesellschaft, kurz WEKA oder Weka, in der Fährstraße, gegenüber von *Elektro-TEEGE*, einen Kredit geholt. Als langjähriger Arbeiter bei der HHLA hatte er den auch sofort bekommen. So konnte er noch ein Säcklein⁴⁴ zurücklegen. Sie alle lebten sich schnell in ihrem neuen Zuhause ein. Vor allen der große Garten hatte es den Kindern angetan. Bernhard, jetzt sieben, Werner, wurde sechs, Alfred, jetzt vier, Claus-Dieter, oder eben nur Dieter, wurde drei, und die kleine *Süße*, sprich Rosita, wurde im Dezember zwei Jahre alt – sie entdeckten täglich neue Möglichkeiten, um zu spielen und herumzutollen. Noch war da kaum was gemacht, der *Garten* war eine große, ungestaltete Fläche zwischen den Zäunen zum Hauptgang, fast zwanzig Meter, zum Nachbargrundstück der Buves, fast fünfunddreißig Meter, und dem Abschluss zum Kämmereiweg, wo es zum Graben hin abfiel. Da zum Weg war eine Pforte zum Abschließen, damit keine Fremden auf ihr Grundstück kamen. Diese Hälfte der Gesamtfläche, schräg hinter der Baracke und seiner hinten angebauten Schuppen, lag leicht erhöht, wurde von den Heinrichs als Wäscheplatz benannt und auch so benutzt, und reichte dreiviertel bis zum Buve-Zaun. Zwischen diesem und

⁴⁴ Eben einen Spar- oder Notgroschen (alter Begriff)

der Abbruchkante – die mit Brettern verschalt war – des Wäscheplatzes waren es noch drei Meter, wo ein kleiner Graben bis zum Zaun führte, und dort ein Abflussrohr fütterte, das unter den Zaun und dem anschließenden *Kämmereiweg* in der Böschung zum Wollkämmereigraben endete. Dort ergoss es seinen Inhalt runter in den Graben. An dieser hinteren Stelle errichtete Johann einen Misthaufen für die häuslichen Abfälle.



Foto⁴⁵ von 1958 in ihrem neuen Garten

⁴⁵ Die Kinder der Heinrichs. Hinten: Werner, Bernhard und Erika, fast 12 Jahre alt (von links). Vorn: Dieter, Rosita (Süße) und Alfred (von links). Bernhard hat in späteren Jahren das Foto betitelt: *Das ist die Lumpenfamilie*. Er war eben immer ziemlich rebellisch und selbstkritisch.

Auf das verbliebene Stück Erde pflanzte er Kürbisse, Tomaten und teilweise Salatgurken und welche zum Einmachen. Dort hat dann später Bernhard mal eine Ratte mit dem Spaten entzwei gehauen. Auf den Wäscheplatz, auch nach vorn mit Brettern abgestützt, ließ er sich sechs Betonpfähle von zwei Meter Länge liefern, die mit dem LKW von Baustoffhandel *MAX CROONEN* aus der Rotenhäuser Straße angeliefert wurden. Die versenkte er dann im Rechteck versetzt in die Erde zwischen die Grassoden. Und Anna zog Wäscheleinen aus Sisal von Pfahl zu Pfahl, so konnte sie eine Menge Wäsche zum Trocknen aufhängen. In der vorderen großen Grundstücksfläche wurden Beete angelegt, eingerahmt mit dünnen, roten, aus Ton gebrannten Riemchen. Vom Eingang der Baracke quer einige Beete mit Gemüsesaaten, wie Wurzeln, Erbsen und Brechbohnen an Spalieren, dazwischen und ringsum kleine fest gestampfte Wege, so konnte man nicht vom Hauptgang aus mal kurz über den Maschendrahtzaun greifen, um an die Bohnen zu gelangen. Am Zaun zu den Buves entlang, und beim Misthaufen, überall wurden Sträucher und Büsche mit Beeren gepflanzt, die in den Jahren danach viele Erdbeeren, Johannisbeeren in weiß, rot und schwarz, und Stachelbeeren als Ernte einbrachten. Andere Arten, wie Brom- und Himbeeren, fand man an den wilden Büschen, die überall draußen an der Böschung zum Kämmereigraben wuchsen. Die anderen Flächen wurden alle mit Blumen bestückt, Astern, Nelken, Margeriten, Dahlien, Sonnenblumen, ein Rosenspalier an der Schuppenwand.

Im Sommer war dieser riesige Garten eine blühende Pracht, die von jedem Nachbarn mit etwas mehr oder weniger Neid immer wieder bewundert wurde.

Wir verlassen erst mal die Vergangenheit, widmen uns wieder den Leiden des jungen Bernhards in seiner Gegenwart im August 1973.

Bernhard hatte sich nach dem sonntäglichen Mittagessen etwas hingelegt. In seinem Zimmer gab es immer noch die Schlaf-Klappcouch, die sie schon im Lager vom Vormieter der Baracke übernommen hatten. Die war beim Umzug hierher in den Schwentnerring doch noch mitgekommen, weil Bernhard die unbedingt in seinem Zimmer haben wollte, was er damals, 1965, zusammen mit seinem Bruder Werner bewohnte. Auf dieser Couch, die quer unter dem Fenster zum Balkon stand, hielt er jetzt seinen Mittagsschlaf. Am frühen Nachmittag fragte ihn dann seine Mutter, ob er auch Kaffee trinken wollte.

»Nein, Mutti, lass man, du weißt doch, dass ich keinen Kaffee trinke, und aus Kuchen mache ich mir auch nicht so viel.«

»Hast du denn Alfred schon zum Geburtstag gratuliert?«

Ach, Mist, das hatte er völlig vergessen. Seit er bei der Marine war, bekam er vom wirklichen Leben nichts mehr mit.

»Nein, aber ich rufe ihn gleich an.« Alfred war heute neunzehn Jahre alt geworden. Mensch, wo bleibt die Zeit?, fragte sich Bernhard.

Er versuchte also etwas zu lesen, und machte dabei die Stereoanlage an. Nur hatte er heute nicht so recht den richtigen Draht zu seiner Musik. Immer wieder legte er was anderes auf. Dann wollte er sein Tonbandgerät von SABA anschmeißen, das ihm Musik Nonstop liefern sollte, ohne auszusuchen. Es fiel ihm aber ein, das dieses gerade auf seiner Stube in der Kaserne stand, und ihm dort immer Musik lieferte. So ging auch dieser Nachmittag in den frühen Abend über. Bernhard aß noch schnell 2 Scheiben Brot, denn bis Montag früh bekam er nichts mehr. Bevor er dann ging, steckte seine Mutter ihm noch einen Fünzig-Mark-Schein gefaltet in die Hemdtasche, wusste sie doch, dass er immer recht wenig Geld hatte.

Gegen kurz vor acht Uhr machte er sich auf ins ›PENNY‹, um zu sehen, wie es mit ihm weiterging. Die Luft war immer noch sehr warm, die Sonne stand schräg am Himmel über Wilhelmsburg. Sie würde laut ewigen Kalender um 19:43 Uhr,

hinter der Wilhelmsburger Reichsstraße untergehen. Bernhard bummelte die Neuenfelder Straße hoch, hatte es nicht besonders eilig, denn Ute hatte ihm ja versprochen, heute kurz vorbei zu schauen. Wann, hatte sie nicht gesagt. Also verpasste er nichts. An der Kirchdorfer Straße angekommen, guckte er doch zum Sportplatz hinüber, ob sie eventuell wieder vor der Hecke stand. Aber falsch gedacht, Herr Obergefreiter Heinrich. Keiner zu sehen, also ging er weiter auf die Disko zu. Drei Stufen auf einmal nehmend enterte er die Terrasse und ging auf die Eingangstür zu.

»Bernhard!« Wer rief da? Die liebliche Stimme mit dem leichten rauen Unterton kannte er doch.

Ute hatte in der Ecke an der Hecke neben der Tür – also doch die Hecke – gewartet. Er blieb stehen. Wie sollte er nach gestern reagieren? Freudig erregt oder ärgerlich zerknirscht?

Er entschloss sich für die neutrale Variante. Erst mal abwarten!

»Hallo, Bernhard«, Ute ganz sachlich.

»Guten Abend, Ute«, Bernhard ebenso, »bist du doch gekommen!«

»Hatte ich dir doch versprochen. Also, hier bin ich.«

»Kommst du kurz mit rein?«, er machte eine Kopfbewegung zur Tür.

»Eigentlich wollte ich noch mit dir sprechen«, sagte Ute jetzt, »bevor ich wieder abhaue.«

»Dann komm' mit hier rüber.« Er nahm sie am Ellbogen, dirigierte sie so zum anderen, unteren Ende der Terrasse, wo sie vor der Hecke stehen blieben, und nicht die schöne Aussicht auf den Parkplatz genossen, sondern *sich* anguckten. Irgendwie fehlte beiden die Begeisterung füreinander wie vom Freitag, empfand Bernhard so.

»Ich habe nachgedacht«, begann Ute das Gespräch, »und wollte dir das Ergebnis fairerweise persönlich mitteilen.«

Ihr ernster Blick drang Bernhard durch seine Augen mitten

in die Seele. Er spürte die Auswirkung noch nicht, wollte sie ihn verletzen oder erfreuen? Klang aber verdächtig nach Abfuhr: ... *fairerweise persönlich mitteilen?*

»So?«

»Wie ich dir gestern Abend schon sagte, bin ich nicht abgeneigt, es mit dir zu versuchen. Aber ich weiß nicht, ob du dir meine Worte zu Herzen genommen hast? Ob du es immer noch willst? Kannst du tatsächlich auf deine *Jagdtage* verzichten? Wenn ich ›Ja‹ sage, und das musst du dir verinnerlichen, wird es nicht nur für zwei, drei Tage sein. Also, willst du das, kannst du das?«

Bernhard spürte das Kribbeln in seinen Adern, den Druck der schwarzen Faust auf seinem Magen, die Instabilität seiner Knie.

»Ich will dich. Ich will dich so sehr«, Bernhard stöhnte es hinaus. »Ich will dich mit jeder Faser meines Herzens.«

»Und warum nimmst du mich dann nicht?«, fragte Ute, neigte den hübschen Kopf und lächelte ihn unter den hängenden Haaren an, trat einen Schritt näher.

»Ich traue mich nicht.«

Er stand da, hatte seine Hände zu Fäusten geballt, unfähig sich zu bewegen oder irgendwas zu machen. Seine Gedanken rasten. Was erwartete sie jetzt von ihm? Sollte er einfach hingehen, sie in die Arme nehmen und küssen? Und wie? ... zärtlich? ... oder stürmisch? Direkt auf den Mund ... oder erst mal auf die Wange, und abwarten, wie sie sich dann verhielt?

Traue dich ruhig! Plötzlich fiel ihm dieser Spruch ein, fast sieben Jahre alt, ausgesprochen im Dezember 1966 auf Sylt, von seiner Erweckerin Fräulein Eva Schulz, die ihn in die körperliche Liebe zwischen Mann und Frau einführte. Würde der Rat ihm jetzt nach dieser langen Zeit tatsächlich helfen? Er hatte sich die Jahre nicht wirklich daran gehalten, aus Scham und Schüchternheit nicht. Er fragte sich, warum Ute denn nicht den für ihn so schweren Schritt machte, wenn sie ihn anschei-

nend auch so dringend brauchte. Wahrscheinlich war sie auch noch den alten Regeln verhaftet, die sagten, der Mann macht den Anfang. In den letzten Wochen hatte er es auch gekonnt, aber das war etwas anderes, das war seine Jagdzeit. Da spielte es keine Rolle, was die Mädchen wollten oder fühlten. Er nahm sie sich einfach, jetzt waren bei ihm aber Gefühle im Spiel, damit wusste er nichts anzufangen.

»Wie, du traust dich nicht? Was ich so die letzten Wochen gesehen habe, hast du damit keine Probleme. Ich weiß auch wirklich nicht, was mich treibt, ausgerechnet dich zu erwähnen.«

»Hast du das?« Bernhard sah sie erstaunt an. Ute kam noch einen Schritt näher. Sie konnten sich fast ohne Zutun berühren. Zwischen ihre schlanken Körper passte nicht mal mehr eine Hand.

»Anscheinend spiele ich gern mit dem Feuer.« Ute war sich ihrer Gefühle zwar sicher, aber die Beweggründe dafür waren ihr mehr als unklar.

»Dann pass' auf, dass du dir nicht die Lippen verbrennst!«

Ute machte überraschend den Mund auf, aber da hatte Bernhard sie schon zu sich herangezogen, legte den rechten Arm um ihre Taille, als wollte er mit ihr tanzen, die linke Hand drückte er durch ihre Haare an den Kopf, wandte einen leichten Druck an, um ihre Lippen mit seinen zu vereinigen. Ihre Lippen waren weich, ach so weich. Wie hatte er sich das die letzten drei Tage vorgestellt und gewünscht. Sie streckte ihm sofort die Zunge tief in den Hals, legte den Kopf schief, so konnte man besser knutschen. Bernhard rubbelte ihren Hinterkopf, zerwühlte ihre duftenden Haare, quetschte ihre Taille an seine Hüfte. Beide stöhnten leise auf, gaben sich ganz diesem Kuss hin. Im ersten Moment fing die Welt an sich zu drehen. Jetzt, versunken in diesem Kuss, vergaß die Welt es. Sie fielen beide in ein tiefes, tiefes Loch, alles hörte auf zu existieren. Da waren nur noch sie beide – und dieser Kuss.

Irgendwann bekamen sie keine Luft mehr. Beide waren Menschen, die atmen mussten. Der Kuss endete für beide mit der Erkenntnis, dass es davon noch mehr gab. *Geben würde*. Sie ließen sich nicht los, sahen sich an.

»Du musst mir was versprechen«, forderte Bernhard von ihr.

»So, was denn?« Ute hob fragend die Augenbrauen.

»Du musst mich zum glücklichsten Mann auf der Welt machen!« *Ach, Bernhard, war das ein Schleim*. In diesem Moment hatte er es aber so gefühlt.

»Wollen mal sehen, was sich da machen lässt«, mehr versprach Ute nicht. So lange sie ihre kryptischen, kurzen Versprechungen auch hielt, war es ihm egal.

»Ich kann meine verdammte Vergangenheit nicht ändern. Ich verspreche dir, für mich wird es nur noch dich geben«, versprach Bernhard nun ihr.

»So, dann kann ich mich ja jetzt verabschieden. Ich hatte dir am Freitag gesagt, dass ich am Sonntag kurz vorbei komme, um dir was zu sagen. So, das habe ich jetzt gemacht.«

»Wie, dann hast du es am Freitag schon gewusst? Bevor wir das blöde Gespräch gestern hatten? Also, entschuldige mal, ich verstehe überhaupt nichts mehr!«

»Ja, ich habe das am Freitag schon beschlossen, mit dir zu gehen.«

Was? Sie war sich vorgestern schon sicher, mit mir zu gehen? Das war doch völlig absurd.

»Und wenn ich gar nichts von dir gewollt hätte?«, Bernhard wusste nicht, was jetzt wieder ab ging. Also, doch Schicksal?

»Nachdem, was ich die ganzen Wochen beobachtet hatte, konnte ich das kleine Risiko eingehen. Ich wollte dich, und du wolltest mich. Das hattest du am Freitag schon offen gezeigt.«

»Aber ich hatte darüber doch keinen Laut gegeben.«, widersprach Bernhard, und wurde immer aufgeregter.

»Hast du schon mal was von Körpersprache gehört? Und außerdem, was du kannst, kann ich schon lange.«

»Was kann ich denn?« Bernhard war anscheinend bei ihr immer auf dem Bahnhof und *aß hochstämmige Bratkartoffeln*.

»Na, du hast dich doch bei Ina schlau machen wollen, über meine Empfindungen. Sie wollte dir natürlich nichts sagen, und du dachtest, es läge daran, weil du sie mal – ach nee, zweimal – für deine Jagdtage missbraucht hast. Dabei vergisst du, dass sie meine alte Freundin ist. Sie mir dann alles brühwarm erzählte, wie du sie ganz heiß über mich auszuquetschen versuchtest. Ich habe es eben Freitagabend, als ich ging, schon gewusst, dass du mich willst. So ging ich also kein Risiko ein, als ich es für mich da entschied.« Ute war fast außer Atem, nach dieser Erklärung.

»Aber warum denn diese zwei ungewissen Tage, die Höllenqualen für mich bedeuteten, warum die ganzen Anschuldigungen, das ganze Gequatsche?«

»Du solltest mal genauso leiden, wie deine *Jagdopfer*!«, Ute in ihrer eigenen Sachlichkeit.

»Und wer hat denn jetzt wen erlegt?«, fragte Bernhard, dem es noch nie lag, lange Diskussionen zu führen.

»Ich denke, keiner keinen. Du hast deine Flinte in die Gegend gehalten, und ich bin zufällig auch in der Gegend herum gesprungen. So mussten wir uns zwangsläufig treffen.«

»Was habe ich gestern schon gesagt? Also doch: Schicksal!« Bernhard war sich da ganz sicher. »Ute, mein Spatz, bevor ich dich traf, wusste ich nicht, warum mein Leben schön sein sollte. Du hast mir gezeigt, dass einer wie ich doch von Herzen lieben kann.«

»Wieso hast du es dann noch nie getan? Du konntest es doch schon immer!«

Bernhard sah ihr tief in die Augen.

»Wahrscheinlich habe ich nur auf dich gewartet. Meine Gefühle versteckten sich nur für dich. Ich war immer so allein. Jetzt weiß ich, dass du diejenige bist, die ich immer gesucht habe.«

»Na, jetzt hast du mich ja gefunden. Wann musst du zurück?«, fragte sie nun.

»Morgen ganz früh um vier Uhr fahren wir los.«

»Wir? Wer ist wir?«, wollte Ute wissen.

»Volker und ich. Wir sind beide in der gleichen Kaserne in Tarp. Er hat einen Wagen. Er ist übrigens der, der dich am Freitag zum Tanzen aufgefordert hat.«

»So, so. Wolltest du mich testen?! Habe ich doch gleich gemerkt.« Ute schmunzelte über solche Kindereien.

»Das war aber Volkers Idee. Siehst du, ich habe dadurch festgestellt, dass dir etwas an mir liegt. Der Test war also gelungen. Sonst wären wir beide jetzt nicht hier. Würden uns nicht in den Armen halten, uns nicht küssen, bis der Mond die Sonne verdunkelt, und wir in ein tiefes Loch fallen.«

»Sei doch einfach still, und küss mich lieber!« Ute hatte genug von dem Gesülze, zog ihn wieder zu sich ran, bot sich und ihren Mund ihm dar. Bernhard ließ sich nicht lange bitten, schließlich hatte er fast drei lange Tage nur darauf gewartet. Nicht gerechnet die sehr, sehr lange Zeit, in der er allgemein auf eine Partnerin, auf Liebe und Zärtlichkeit gehofft und gewartet hatte. Sein Kopf begab sich auf die Wanderschaft zu ihr, stupste sie mit seiner Nase an. »*Hallo du!*« machten sie sich bekannt. Zart, sehr zart, nuckelte er an ihrer Unterlippe, bemerkte ihre Zunge, die aus dem Mund kam, ihm über den Schnurbart strich, und schon klebten ihre Münder zusammen, ließen die Zungen tanzen nach einer für alle unhörbaren Melodie. *Der Kuss ist ein Zusammenklappen vier verliebter Lippenlappen. Wobei ein Geräusch entsteht, als wenn die Kuh im Matsche geht.* Nur ihre Lippen wussten, wie der Takt ging, ließ sie in einer Symphonie versinken, von der sie wollten, dass sie niemals aufhören sollte. Aber, wie das Leben immer so spielte, die schönsten Momente in die Wirklichkeit zurück riss, wurden sie natürlich gestört.

»Nee, das glaube ich jetzt nicht!«, hinter ihnen die schrille Stimme von Ina, die in der geöffneten Tür stand, gerade von

ihr aufgemacht, um ein bisschen frische Luft zu schnappen. Dabei sah sie das neue Pärchen vorn an der Hecke stehen, mit den Armen zusammen geknotet, und knutschend, als würde es nur sie beide geben. Ute schreckte auf, ebenso Bernhard. Mensch, musste das denn jetzt sein? Sollte er sich nun mit Kristina Teeland auseinander setzen müssen? Aber Ute kam ihm zur Hilfe.

»Auch dir einen guten Abend, Ina. Was glaubst du nicht? Du trägst doch schon eine Brille, dann siehst du absolut richtig. Und, davon mal abgesehen, sind wir doch ein schöner Anblick, nicht wahr? Ein wirklich schönes Paar.«

Ina stand da, ließ den Türdrücker los, kam näher. Ihren Mund hatte sie vor Staunen noch geöffnet. Konnte nicht fassen, was ihre Freundin da zu ihr sagte. Bernhard hielt Ute immer noch im Arm, bewegte nur seinen Oberkörper, und drehte seinen Kopf, mit einem Lächeln auf dem Gesicht, in ihre Richtung. Ihm war es ganz recht, dass sie beide jetzt erwischt hatte.

»Außerdem habe ich es dir am Freitag doch versprochen ...«, Bernhard setzte zur Erklärung an, aber Ina blickte nur völlig ungläubig von einem zum anderen, »... dass ich nur Ute nehme, und sonst keine! Du wolltest sie mir mit Macht ausreden, hast lautstark gesagt, ›*Ute, die kriegst du nicht!*‹, mit meinem abschließenden Kommentar, ›*das werden wir schon sehen*‹. Und nun, was siehst du?« Er wollte sie ja wirklich nicht verarschen. Aber so, wie sie dastand und Schnappatmung hatte.

»Mensch, Ina, nimm es einfach hin. Oder gefährdet dies unsere Freundschaft?«, wollte Ute von ihr wissen. Ina war nun bei ihnen angekommen, sah erst Bernhard, dann Ute an. Nach der Frage bekam sie einen roten Kopf. Fing an zu stottern.

»... nee ... auf keinen Fall ... wenn ihr das beide ernst meint ... gönnt' ich euch das Glück ...«

»Dann ist ja gut! Ich will es jedenfalls mit ihm versuchen.« Dabei schaute sie Bernhard verliebt von der Seite an. Ina hatte sich gefasst, die Röte im Gesicht ließ nach, sie konnte wieder normal Luftholen. Sie haute Bernhard gleich den Ellbogen ins Kreuz, so wie es ihre sehr männliche Art war.

»Eigentlich mag ich ihn ja auch!« So, sie hatte sich geoutet.

»So, nun muss ich aber gehen«, sagte Ute, machte sich von Bernhard los.

»Wir sehen uns hoffentlich am nächsten Wochenende!« In dieser Aussage lag soviel, Frage und Bestimmtheit. Sie gab ihm noch einen Kuss, drehte sich um, und verschwand durch den Abgang in der Hecke. Bernhard sah, wie sie die Kirchdorfer Straße überquerte, an der Weide lang lief, und dann die Pforte zum Sportplatz benutzte. Und weg war sie. Diese plötzlichen Aufbrüche erinnerten ihn an seine Grundausbildung in Glückstadt, als in der Diskothek seine *Bekanntschaft* Verena auch immer so verschwand.

»Und, kommst du mit rein?«, war seine Frage an Kristina.

»Komm mir nicht auf die Idee, sie zu enttäuschen.«

2.3 1.3 Schnappschüsse der Vergangenheit – Schule

Ein einschneidendes Erlebnis in Bernhards jungem Leben war die Einschulung zu Ostern 1959 zusammen mit seinem Bruder Werner. Bernhard selbst wäre ja schon letztes Jahr vom Alter her dran gewesen, aber die Schuleingangsuntersuchung (SEU) damals hatte es anders bestimmt. Anfang 1958 kam eine Benachrichtigung von der Schulbehörde, sich zu dieser in der Untersuchungsstelle des Gesundheitsamtes, auf Neuhof, im Röörfeld, einzufinden.

Diese Einladung kam zusammen mit der weltweiten Nachricht in der Zeitung, dass der Schah von Persien sich von seiner Frau Soraya getrennt hat, weil sie ihm keine Kinder gebären konnte. Mutter Anna ging also mit ihrem Sprössling Bernhard, nun sechseinhalb Jahre alt, zur Untersuchung nach Neuhof. Hier am Anfang des Häuserblocks, als Verbindung zwischen Nippoldstraße und Köhlbrandstraße, war die sehr kurze Straße *Röörfeld*. Dort war die Außenstelle des Gesundheitsamtes für die SEU. Bernhard wurde dort untersucht, um festzustellen, ob er schon reif und gesundheitlich fit für die Schule war. Anna hatte alle relevanten Bescheinigungen über eventuelle Impfungen und andere Gesundheitsmaßnahmen (kinderärztliche Früherkennungs-Untersuchungen) von Bernhard mitgebracht, die dokumentieren konnten, in welchem Zustand er sich gesundheitlich befand. Dazu wurde er körperlich untersucht, mit dem Stethoskop abgehört, ein Seh- und Hörtest gemacht, dann das berühmte »*Hand über den Kopf das Ohr greifen*«, auf einem Strich am Fußboden gerade gehen, seine Körperlänge wurde festgestellt, und sein Gewicht. Auskurierte Kinderkrankheiten notiert – bei Bernhard war es der Leistenbruch links, festgestellt im Alter von 6 Monaten. Nach diesen körperlichen Untersuchungen kam dann der Wissenstest. Es kam eine Frau im weißen Kittel zu Bernhard in den Raum, wo er an einem Tisch saß. Sie streckte ihm die Hand aus und sagte:

»Guten Tag, Bernhard.«

Bernhard sah kurz auf.

»Guten Morgen«, reichte ihr aber nicht die Hand, dachte sich nur, was will die fremde Frau denn von ihm.

»Willst du mir denn nicht die Hand geben?«

Er schüttelte nur den Kopf und versteckte die Hand hinter seinem Rücken.

»Na, auch gut. Kommen wir zum Lesetest. Hier hast du ein Schulbuch, die Fibel für die erste Klasse.« Sie schlug das Buch auf, zeigte mit dem Finger auf einen Satz in großer Schrift.

»Weißt du, was das heißt?« Bernhard beugte sich vor.

»Grete füttert die Hühner. Hans macht Faxen ...«, etwas stockend, aber der Satz kam komplett aus ihm raus.

»Gut. Woher kannst du das denn?«, fragte ihn die Ärztin doch verwundert.

»Das hat mir meine Schwester Erika beigebracht. Rechnen und Schreiben kann ich auch.« Stolz gab er seine Fähigkeiten bekannt.

»Na, wie viel ist denn drei und fünf?« Bernhard überlegte, zählte kurz an seinen Fingern ab. »Acht!«

»Gut! Kannst du denn auch schon malnehmen? Ein mal eins?«

Bernhard guckte sie an, was sollte das denn? Wollte sie ihn testen?

»Das verstehe ich jetzt nicht, ein mal eins ist doch eins!«

»Dann nimm mal einen Stift, und schreib irgendetwas!«

Er nahm den Bleistift und das Blatt Papier, setzte die Spitze darauf und schrieb: *Ich heiße Bernhard Heinrich. Das Auto macht tut.* Dies hatte er gerade in der Fibel gelesen.

»Ja, das hast du fein gemacht. Das war es auch schon. Du darfst wieder hinaus zu deiner Mutter. Dann »Auf Wiedersehen, Bernhard.« Sie hielt ihm wieder die Hand hin. Er zierte sich noch immer, sagte schnell »Tschüss«, und verschwand.

Anna bekam draußen den Bescheid, das man ihr das Unter-

suchungsergebnis in den nächsten Tagen per Brief zusenden würde. Sie verabschiedete sich mit Handschlag, nahm ihren Fidibus und ging. Unten auf der Straße fragte sie Bernhard, warum er ihr nicht die Hand geben wollte.

»Wieso, die kannte ich doch gar nicht. Immer wollen alle einen angrabbeln.«

Eine Woche später kam von der Schulbehörde ein Brief, gerichtet an:

Johann Heinrich
Arbeiter
24 Hamburg (Wilhelmsburg)
Neuhöfer Straße 75/56

Sie warteten, bis der Vater abends von der Schicht im Hafen kam. Als erstes kloppten sich die beiden Brüder Werner und Bernhard um den Zampel vom Vater, guckten, ob er noch *Hasenbrot*⁴⁶ hatte. Das Brot, was der Vater auf der Arbeit nicht aufaß, mochten die Kinder besonders. Johann jedenfalls riss den Umschlag auf, entnahm ihm den gefalteten Brief. Er las vor:

*»Sehr geehrter Herr Heinrich ... bla bla bla ...
Unser Augenmerk an der Untersuchung war, einen Überblick des Kindes zu kriegen, zu sehen, wo sich Ihr Kind in seiner körperlichen, seelischen und geistigen Entwicklung befindet, ob er schon bereit für die Schule ist. Ihr Junge ist zwar geistig schon sehr weit, aber in Gegenwart anderer noch sehr scheu und unsicher. Nach dem Ergebnis der Schuleingangsuntersuchung, sind wir zu der Entscheidung gekommen, dass Ihr Sohn Bernhard noch nicht reif genug für den Umgang mit anderen in der Schule ist. Wir beschließen daher, ihn wegen Schüchternheit – er wollte der untersuchenden Ärztin nicht*

⁴⁶ Hasenbrot ist ein nicht gegessenes, wieder heim gebrachtes Arbeitsbrot

die Hand geben – ein Jahr zurückzustellen. Sie werden nächstes Jahr dann zur wiederholten Schuleingangsuntersuchung geladen.

Hochachtungsvoll

Unterschrift ...«

So, da hatten sie den Salat, bloß weil die Ärztin beleidigt war, kam Bernhard nun nicht zur Schule, sondern erst nächstes Jahr zusammen mit Werner. Bernhard selbst war wohl auch noch zu verspielt. Die Nachricht war mit tiefenpsychologischer Wirkung, sie trug schwer auf Bernhards jungen Schultern. Die Last sollte er sein Leben lang mit sich herum schleppen. Dadurch, dass sie ihm sagte, dass er schüchtern ist, knallte sie einen unsichtbaren Stempel auf seine Stirn, hämmerte sie in sein junges Gehirn ein, dass er minderwertig sei.

Die Kinder hatten von den Eltern einen Hamster bekommen, den sie in einem Schuhkarton hielten – 1959 hatten sie kein Geld für einen richtigen Käfig – und immer mit Küchenabfällen fütterten. Irgendwie büchste der immer aus, und auf seinen Entdeckungsreisen fand er auch Johannis blaue Pudelmütze, die er so toll fand, dass er daraus ein wolliges Nest bauen wollte. Es zerfledderte die also. Bis Vater Heinrich die fand, er vor Wut den Hamster nahm, und aus dem Fenster des Vorbaus schmiss, wo er dann auf dem Misthaufen landete.

»Der kommt mir nicht mehr in die Bude!« Darauf gab es von den Kindern natürlich keine Widerrede. Bernhard hatte dann trotzdem noch nach ihm gesucht, aber leider nicht mehr gefunden.

Die Kinder nannten ihn ›Onkel Fletsches‹. Er war der Friseur aus dem Salon auf Neuhof, nahe der Schule am Neuhöfer Damm. Der kam nämlich auf Hausbesuch zum Haarschneiden der Kinder ins Lager. Auch andere Familien ließen ihn kommen. Er war ein älterer, sehr dünner Mann, der immer auf dem Fahrrad kam. Seine Utensilien hatte er in einem Rucksack auf

dem Rücken. Eines nach dem anderen setzten sich die Heinrichs in der Küche auf den Stuhl, während der Friseur seine Kämme und Scheren auf dem Küchentisch ausbreitete. Die *Wolle* scherte er ihnen mit einer Handschneidemaschine, die das Prinzip einer Schere hatte, nur das sich vorn zwei Scherköpfe übereinander bewegten, und so die Haare schnitten. Wenn er fertig war, schüttete er noch gelbgrünes Haarwasser aus einer großen Flasche auf seine Hände, und verrieb dieses in das Haar des Kindes. Dann noch mal den Scheitel gezogen und links und rechts gekämmt – fertig! Rechtzeitig für den Schulbeginn.

Und nun war es so weit. Die Schule hatte ihnen eine Einladung zum Schulantritt geschickt. Es war mitten in der Woche, Johann musste natürlich arbeiten, so ging Anna mit ihren beiden Söhnen Bernhard und Werner in Richtung Neuhof. Die beiden hatten Glück gehabt, dass sie schon wieder von Sylt zurück waren, wo beide eine sechswöchige Kur von der LVA⁴⁷ verbracht hatten. Bernhard hatte die Untersuchung im Februar dieses Jahres mit Händeschütteln überlebt, und so durfte er zusammen mit seinem Bruder endlich was lernen. Er war jetzt fast acht Jahre alt, Werner eben sechseinhalb. Vom Lager brauchte man nur 8 Minuten bis zu dem großen roten Bau der Schule am Neuhöfer Damm 95. Beide Jungs waren herausgeputzt, und hatten jeder eine riesige Schultüte. Es waren wohl die größten, die Anna kaufen konnte. Sie wollte nicht, dass die Mitschüler sagten, guckt mal, die haben ja nichts, die kommen aus dem Lager. Dabei waren solche Gedanken in Bezug auf die Schule unnötig. Zwischen Schule, Wohnlager und Behelfsheimen herrschte eine besondere Koexistenz, kamen doch von den über fünfhundert Schülern an die einhundert – verteilt auf alle Klassen – aus dem Lager und sonstigen behelfsmäßigen Unter-

⁴⁷ LVA = Landesversicherungsanstalt, war die Rentenversicherung für Arbeiter

künften. Der jetzige Direktor der Schule, Herr Cirpka, sorgte dafür, dass keiner benachteiligt wurde. Die Schultüten waren beinahe ausnahmslos mit Glanzpapier kaschiert und oftmals mit der Aufschrift ›*Zum ersten Schultag*‹ versehen. Die Tüten enthielten Süßigkeiten und Utensilien für die Schule, die den ersten Schritt ins Schulleben erleichtern sollten, wie Lineal, Federtasche mit Blei- und Buntstiften. Die der Heinrichs waren so voll, dass sie diese fast nicht tragen konnten.

Kaum, dass man über die Reiherstieg-Klappbrücke gegangen war, und den Neuhöfer Damm betrat, geradeaus links angeordnet der lange Häuserblock mit seinen Geschäften, sah man rechts hinter den Bäumen schon die Schule: dreigeschossig, Walmdach, Typ preußischer Protzbau aus der Jahrhundertwende, eingeweiht im November 1913, mit eingeschottertem Schulhof, und an dessen Ende, zum Nippoldweg hin, die große hölzerne Turnhalle. Die neuen Schüler und ihre Eltern wurden



in die Aula unter dem Dach geführt, wo ein großes Brimborium veranstaltet wurde. Je ein Schulchor aus kleinen und großen Klassen sangen ein paar Liedchen. Der Direktor verteilte nette Worte zur Begrüßung. Die zukünftigen Klassenlehrer

stellten sich vor, und dann wurden sie alle in ihre Klassenräume geführt, die im ersten Stock, gleich gegenüber des breiten Treppenhauses lagen. Die Schultüten waren den beiden Jungs zu schwer geworden, so dass ihre Mutter Anna sie ihnen abnahm. Sie konnten sich nun einen Platz aussuchen. An die schmalen Schulbänke passten immer zwei Schüler, deshalb setzten sich Bernhard und Werner hinten vor die Wand. Vor jedem stand auf der Tischplatte ein Geschenk, das wohl andere Schüler gebastelt hatten. Es war ein kleiner runder Karton, der sonst Schmelzkäse-Ecken enthielt, diesen hatten sie bemalt oder beklebt, mit grünem Ostergras gefüllt, und Eier aus Zucker hinein gelegt. erinnerte Bernhard an die Ostereier, die er auf Sylt immer aus dem Fenster warf. Da es fünfundzwanzig Schüler in dieser Klasse 1a waren, werden sie ziemlich lange leere Käseschachteln gesammelt haben. Die Eltern, meistens die Mütter waren dabei, redeten noch mit dem Lehrer, ein nett aussehender, noch nicht so alter Mann, der Dieter Schneider hieß. Es war gut, dass die Anfangsklasse gleich durchgehend mit einem festen Klassenlehrer anfang, und dieser es Jahr für Jahr durchzog.

Es war dann so, dass die neuen *ABC-Schützen* mal eine erste Stunde allein, ohne ihre Eltern, verbringen sollten. Die Begleiter konnten solange in der Aula auf sie warten, oder, so hatten es die beiden Heinrichs mit ihrer Mutter abgesprochen, sie konnten hinterher allein nach Hause gehen. Anna brauchte sich keine Sorgen zu machen. Der Weg war kurz, und außerdem trieben sich die Jungs schon immer auf Neuhof herum, kletterten über den Zollzaun, um in den Freihafen zu den Schuppen zu kommen, um einige Orangen oder Bananen abzustauben. Ihre Mutter machte sich also mit den Schultüten auf den vierhundert Meter langen Weg zurück ins Lager. Derweil verteilte der Klassenlehrer Herr Schneider an jeden Schüler eine harte Pappe als Unterlage, und eine Zigarrenkiste mit farbigem Knetwachs. Dann bekamen die Erstklässler die Aufgabe, dar-

aus ein Tier aus dem Zoo zu modellieren. Bernhard kam sich wieder besonders schlau vor, knetete er doch einfach einen Elefanten, oder das, was er dafür hielt. Einen dicken runden Körper, vier Stummelbeine dran, und vorne noch ein kleines Ei als Kopf gedrückt, daran dann den Rüssel. Topp, fertig war der Elefant, der sogar richtig stand auf der Pappe. Sein Bruder Werner versuchte sich mit einer Giraffe, was ihm auch mehr oder weniger gelang. Bernhard hatte noch etwas Knete übrig, rollte damit eine dünne, lange Wurst.

»Was wird das denn?«, plötzlich stand der Klassenlehrer, Herr Schneider, bei ihnen, betrachtete die *Wurst*.

»Sieht man das nicht? Das ist doch eine Schlange! Diese Kunstform nennt man auch *Minimalismus*. Habe ich letztens gehört. Da wird alles auf Einfachheit ausgerichtet.«

Dieter Schneider musste grinsen, hatte er doch noch nie einen Schüler gehabt, der sich mit *Kunst* auskannte.

»Na, dann ist die Schlange ja eindeutig zu erkennen.« Der Lehrer nickte jetzt verstehend.

So lernten die beiden Heinrichs in den ersten Tagen nach und nach die anderen Mitschüler kennen. Die meisten wohnten auch hier auf Neuhoof um die Schule herum, oder einige auch im Lager: Peter Siefert, der mit seiner Schwester Monika dort wohnte, und Manfred Wohlgemuth. Gabriele Deede war die Tochter des Brückenwärters über den Reiherstieg, die im Wärterhäuschen wohnten. Gleich nebenan, um die Ecke, am Neuhofer Damm wohnte Ilse Janz, bei deren Vater die Heinrichs in den folgenden Jahren ihren Weihnachtsbaum günstig kauften. Die anderen wohnten alle entweder in der Köhlbrandstraße oder der parallelen Nippoldstraße. Eine ihrer neuen Schulkameradinnen war Doris Benkus, deren Vater Walter Benkus eine Kneipe an der Ecke Grote Weid 3 hatte. Die Familie Benkus waren auch Kriegsvertriebene wie Anna Heinrich, nur kamen sie aus Ostpreußen.

Der Schulalltag übernahm ab nun das Regiment über das Le-

ben von Bernhard und seinem Bruder Werner, der eher ein ruhiges Kind war. Bernhard stand doch fester im jungen Leben, versuchte er doch mit aller Macht den Makel der Schüchternheit vom letzten Jahr abzuschütteln. In diesen jungen Jahren seines Lebens war ihm das noch nicht so bewusst, das lief wohl alles ziemlich unterbewusst in ihm ab, nicht so treibend wie in den späteren Jahren, von denen wir noch lesen werden. Er war auch einer, der immer irgendeinen Schalk im Nacken sitzen hatte. Er wusste nicht, von wem er diesen geerbt hatte, oder ob er ihn sich selbst antrainierte. Er interessierte sich früh für Mädchen, die es jetzt in der Klasse ja einige gab, aber auch im Lager wohnten genügend von ihnen, älter, im gleichen Alter wie er, oder jünger.

Sein Geschmack war ja noch nicht so ausgeprägt. Fragte man ihm beispielsweise, welches Eis er denn lieber mochte, Vanille oder Schokolade, dann gab er sich diplomatisch, sagte dann *alle beide*. Von den Mädchen aus seiner Klasse gefielen ihm Ingrid Vespermann, Jutta Marten und Marlies Putz, die auch in der Neuhöfer Straße wohnte, aber nicht im Lager, sondern ein Stück die Straße runter in Richtung Industriestraße. Vom Lager, Klimbkes Berg, bis zum Kiosk von Ilse Vornekahl an der Ecke Industriestraße, gab es noch einige Grundstücke mit Einzelhäusern vor dem hohen Zaun der *Wollkämmerei*. Dort auf halber Höhe wohnte Marlies als Einzelkind mit Vater und Mutter, die rechts nur noch den Arm bis zum Ellbogen hatte. Marlies hat leider nie erzählt, wie es zu dieser Behinderung kam.

Von irgendwoher kam das kleine Wörtchen ›*geil*‹ auf, aber nicht in Zusammenhang mit Sexualität, sondern als Synonym von gut, super, klasse. Es wurde zuerst auch nur von Kindern und Jugendlichen gebraucht. Die Erwachsenen beziehungsweise die Eltern sahen es gar nicht gerne, dass ihre Kinder dieses Wort benutzten. Bernhard und seine Geschwister bekamen dafür jedes Mal eine an den Hinterkopf geballert. Er musste einen besonders harten Schädel gehabt haben, hinterließ dies bei ihm doch keine

Spätfolgen, aber vielleicht haben diese Schläge an den Hinterkopf ja einige Synapsen gelöst und höherwertige Verbindungen geschaffen.

Irgendwie versuchten seine Eltern, alles Sexuelle von ihren Kindern fernzuhalten. Die Erwachsenen redeten nicht offen darüber, sondern nur hinter der Hand wurde getuschelt. Sex gab es auch nur hinter verschlossenen Türen in abgedunkelten Räumen⁴⁸. Das was passiert war, sah die Umwelt nur an den dicken Bäuchen, welche die Frauen dann nach einiger Zeit vor sich her trugen. Die Kinder wurden von ihnen auch nicht aufgeklärt, sondern diese Kenntnisse besorgten sie sich eben von anderen. Viele wussten etwas, und aus vielen Teilen ergab sich auch ein Ganzes. Es war eben wie ein großes Puzzle, je mehr Teile man hatte, desto größer war das Bild, dass man sich machen konnte.

Irgendwann Anfang der 60er stand in der *Blinkfür*⁴⁹, ihrer Fernsehzeitung für das DDR-Fernsehen, dass es am Samstag im Ostfernsehen einen russischen Film geben sollte, in dem eine Geburt gezeigt wurde. In dieser Zeit war es verpönt Themen wie Schwangerschaft und Geburt in der Öffentlichkeit breitzutreten. Als es dann soweit war, schickten Anna und Johann Heinrich ihre Kinder nach draußen zum Spielen, die sollten dies nämlich nicht sehen. Dabei vergaßen sie aber, dass die Wohnzimmertür noch offen stand. Also gingen die Kinder nach draußen, kletterten am Küchenfenster hoch, und guckten

⁴⁸ In den 50er, oder sogar noch in den 60er-Jahren fand Sexualität sowie so nur unter der Decke statt, abgedunkelt, Licht aus, als wenn man wie im Weltkrieg noch Verdunklung angeordnet hätte.

⁴⁹ Das *Blinkfür* (Leuchtfuer) war eine Zeitschrift im DIN-A5-Format, die von Anfang der 50er-Jahre bis 1969 erschien, und als einzige das DDR-Fernsehprogramm abdruckte, weil Springer damals seinen Redakteuren verbot, dies in der HÖRZU zu tun. Wegen eines Gerichtsverbots musste die ›*unabhängige Wochenzeitung*‹, die zeitweise unter dem Ladentisch verkauft wurde, im März 1969 ihr Erscheinen einstellen.

quer durch die Küche voll auf den Fernseher gegenüber der Tür. Diesen Fernseher hatten die Heinrichs seit Frühjahr 1959. Jedenfalls sahen sie, Bernhard und Werner – mehr passten nicht vor das Fenster, und die anderen waren auch wirklich noch zu klein – wie eine schwangere Frau in einer einfachen Hütte auf ein Bett gelegt wurde. Es war wohl ein Arzt gerufen worden, Bernhard wusste nicht, worum es in dem Film überhaupt ging, aber die Geburt war doch interessant. Na, die Kinder wussten schon, dass sie nicht vom Klapperstorch gebracht worden waren, aber wie genau das mit der Geburt nun funktionierte, wussten sie nicht. Auf dem Bildschirm war der Frau jedenfalls der Rock hoch geschlagen, und der freie Unterkörper mit dem dicken Bauch darüber war zu sehen. Man sah noch eine andere Frau da mit Tüchern und einer Schüssel Wasser, welches dampfte, herum hantieren. Der Arzt hatte sich über sie gebeugt, und man sah, wie er auf sie einredete. Ihr schreiendes Gesicht in Großaufnahme ging Bernhard doch an die Nieren. Die Kamera fuhr zurück, blickte jetzt genau auf das, was zwischen ihren aufgestellten Oberschenkeln war. Es war wie ein großer haariger Mund, der immer mehr aufging. Als das Loch so die Größe einer Apfelsine hatte, schob sich von innen etwas davor. Auf dieser Entfernung vom Fenster bis zu dem kleinen 53er Bildschirm war nicht alles gut zu erkennen, aber Bernhard meinte, dass sich da etwas vorwölbte, dass da etwas heraus geschoben wurde. Beide, sein Bruder Werner und er, machten große Augen, als aus diesem Loch ein Kopf kam, nass und beschmiert, die Äuglein noch verschlossen, die Lippen schmatzten. Bernhard meinte sogar schon eine leckende Zunge gesehen zu haben. Und das alles jetzt in Großaufnahme. Nachdem der Kopf komplett draußen war, ging der Rest ganz schnell. Ehe sich unsere beiden jungen Lauscher versahen, rutschten die Schultern hervor, vom Arzt nachgeholfen, dann der Ober- und Unterkörper – man sah an dem sehr kleinen Piesel, dass es ein Junge war. Der kleine verschmierte Körper hing an einem *Ret-*

tungsseil, was wohl die Nabelschnur war, wie Bernhard schon wusste. Jedenfalls schnitt der Arzt ganz brutal mit einer Schere diese Schnur dicht am Körper der Frau einfach ab. Dass diese nicht laut vor Schmerzen schrie, konnte weder Werner noch Bernhard wirklich verstehen. Die andere Frau säuberte nun mit den heißen Tüchern den Unterleib der Frau, die ihre Augen weit aufgerissen hatte und verlangend ihre Arme nach ihrem Baby ausstreckte. Der Arzt indes nahm den kleinen Wurm, griff ihn an den Füßen und schlug ihm mit der flachen Hand auf den roten, runzeligen Hintern. Das Baby machte den Mund ganz auf, schrie sofort los. Jetzt legte der Arzt das Neugeborene auf die Brust der Mutter, die mit der Hand über dessen Rücken streichelte. Das war es. Die nächste Einstellung hatte nichts mehr damit zu tun.

Bevor dann 1962 die große Katastrophe über die Heinrichs, alle Wilhelmsburger und vielen Hamburger herein brach, lebten sie eigentlich ganz ordentlich hier im Lager. Sie kannten ja auch nichts anderes. Für die Erwachsenen gab es im Fernsehen einen neuen Krimi, ›*Das Halstuch*‹, von Francis Durbridge, der als Sechsteiler im Januar anfang und sich als Straßenfeger entpuppte. Wenn der lief, war das Leben draußen in Deutschland ausgestorben.

Außer Fernsehen gab es ja auch noch Radio. Im Norddeutschen Rundfunk (NDR) wurde seit November 1955 ein sogenannter Schulfunk gesendet. Bernhard war trotz der Flimmerkiste weiterhin Fan von diversen Programmen. Der Schulfunk sollte den Unterricht unterstützen.

Es gab da täglich, montags bis freitags 14:30 Uhr, eine Sendung, die hieß ›*Neues aus Waldhagen*‹⁵⁰, dort hörte man das Leben mit seinen Problemen in einem Dorf.

Für die Kinder war die Zeit eigentlich das Paradies. Damals spielten sie noch draußen, und zwar fast immer. In Wald, Wiesen, Felder, an Gräben und im Brachland. Die Jungs spielten meistens *Cowboys und Indianer*, oder Ritter, mit selbstgebastelten *Schwertern*, die aus irgendwelchen Leisten, Latten oder einfache Äste bestanden. Die Mädchen spielten auf dem Hauptgang Gummitwist, Seilspringen, Geschichtenball an der Barackenwand oder liefen Rollschuh, was die wenigsten hatten. Die Jungs bewiesen ihre Geschicklichkeit mit Murmeln an die Bunkerwand zu dittschen, oder mit dem Ball beim Völker- oder Fußball hinten auf dem Fußballplatz, direkt neben der Baracke von Pimkus und der Wasserentnahmestelle. Oder sie ärgerten die Mitbewohner des Lagers auf mannigfaltige Art. Guckten nach, ob jemand in der Toilettenhütte gerade sein Geschäft verrichtete, was immer seltener dort geschah, dann füllten sie Luftballons an der vorderen Wasserentnahmestelle, schlichen zurück in das *Häuschen*, und warfen den Ballon über die geschlossene Toilettentür, wo derjenige saß. Sie wussten natürlich nicht, wer das war, aber der Aufschrei, wenn der Ballon traf, und auseinanderplatzte, war Freude genug. Dann hieß es immer *Beine in die Hand*. Einmal kam tatsächlich Willi

⁵⁰ © Stand: 05.11.2010 von Hans-Ulrich Wagner – Norddeutscher Rundfunk (NDR): Ein großes Gespür für die norddeutsch gefärbten Charaktere zeigten auch die weiteren Sprecher: *Heidi Kabel* als Emma Piepenbrink, *Rudolf Beiswanger* als Paul Piepenbrink, *Otto Lüthje* als Dorfschuster Emil Ziesemann und *Aline Bußmann* als Käthe Ziesemann, *Henry Vahl* als Opa Negenborn und *Ernst Grabbe* als Schnack, der Krämer, *Heinz Lanker* und *Hilde Sicks* als Herr und Frau Grothe sowie *Karl-Heinz Kreienbaum* als Landarzt Dr. Kraus und *Carl Voscherau* als Bürgermeister Kienappel. Die Sprecherinnen und Sprecher waren vielfach dem Ensemble des Hamburger *Ohnsorg-Theaters* eng verbunden. Nicht zuletzt durch diese Stimmen wurden die "Waldhagen"-Sendungen zu einem Stück Heimat, zu einem vergnüglichen Programmangebot, das unterhaltsam regionale Identität beförderte.

Krause mit heruntergelassener Hose auf den Kniekehlen heraus, oben herum klitschnass, mit nacktem Arsch und Gehänge, und wollte hinterher laufen. Alternativ spielten vor allen Dingen die Mädchen es: Faden- oder *Fingertwist*. Dazu brauchte man nur einen Faden, meistens Wolle, weil der fast in jedem Haushalt vorhanden war, der musste so einen Meter lang sein, und wurde an den Enden zusammen geknotet. Dann brauchte man noch einen Partner. Man nahm dann den Faden doppelt um die ausgestreckten Hände, zog die Fäden mit dem Finger auf die andere Seite, so entstanden dann verschiedene Muster, die der Partner dann mit seinen Händen abnehmen musste, um dann schönere Muster zu bilden. Selbst Bernhard hatte dies mit seiner Schwester Süße öfter stundenlang gespielt.

Ging es dann mit der Jahreszeit in Richtung Herbst, war Drachensteigen angesagt. Bernhard hatte schon in jungen Jahren einen Spruch drauf: ›*Warum durfte man mit seiner Frau nicht auf den Michel*⁵¹? Weil in Hamburg das Drachensteigen lassen über 100 Meter verboten war.

⁵¹ Sankt Michaelis (Michel): Der Kirchturm ist 132 Meter hoch.

Band festgebunden, dann ein Band um dieses Leistenkreuz gezogen, festgezurt, dann noch zwei kleine Löcher oben und unten in die lange Leiste, und zwar oben die Hälfte bis zum Querbalken, unten das gleiche Maß. Jetzt legten sie das Transparentpapier auf den Boden, sie brauchten zwei der großen Bögen, die sie zwei Zentimeter überlappen ließen, mit Mehlekleister zusammenklebten. Dann kam das große Kreuz des Drachens darauf. Ringsum wurde das Papier mit wieder zwei Zentimeter Überstand weggeschnitten. Alles mit dem Kleister verleimen, um das umlaufende Band wird das Papier umgefaltet. In die kleinen Löcher jetzt ein Band durchfädeln, auf der anderen Seite mit einem dicken Knoten verkapseln. Am besten steckt man in diesen Knoten dann noch jeweils einen Teks⁵², der dann quer zum Loch sitzt. In dieses Band machte man im Verhältnis zwei unten zu eins oben eine kleine Schlaufe. Daran kam dann die Rolle Band geknotet. An den riesigen Drachen banden sie noch einen vier Meter langen Schwanz aus Papierfliegen, meistens aus Zeitung, an die untere Spitze, der für einen ruhigen Flug sorgen sollte. Fertig! Das Band wurde noch auf einen 30 Zentimeter langen Holzstab im Kreuzverfahren gewickelt, so war es leichter zu handhaben. Halt! Jetzt hätten sie beinahe etwas vergessen, und zwar den Bogenspann über die Querleiste. Sie schnitzten auf beide Enden eine Kerbe, fügten ein Band dort ein, und spannten es fest, so dass ein Bogen daraus wurde, erst jetzt hatte der Drachen die richtige Form. Sie ließen ihn für mindestens einige Stunden liegen, besser war noch ein Tag, damit der Kleister schön durchtrocknen konnte.

Dann ging es aber raus auf den Sportplatz – gemeint war der Schotterplatz mit den beiden Toren am Ende des Lagers, gleich hinter ihrer Baracke. Dort konnte man schön lang Anlauf nehmen.

⁵² Schusternagel, Drahtstift – höchstens 2 Zentimeter lang, Durchmesser 1 Millimeter, für Schuhe, Leisten und Fotorahmen benutzt.

Er überließ Werner die Bandspindel, nahm den Drachen an der Leiste, ging damit bis zum Graben. Er war schon immer etwas faul, so würde er das nicht bezeichnen, aber er hatte eben andere Prinzipien. Werner stand in der Mitte des Platzes. Auf ›LOS‹ ging es los. Werner fing an zu laufen, gleichzeitig ließ Bernhard den Drachen los. Da anständiger Wind war, ging der sofort in die Luft. Elegant wie ein Adler eroberte er die Wolken, was natürlich sehr übertrieben war, aber die Jungs hatten doch ihr Vergnügen und ihre Freude an dem selbstgebauten Ding. Der Drachen zog stark nach oben, Werner ließ deswegen immer mehr Schnur ab. Völlig ruhig zog das Fluggerät aus Leisten und Papier seine Bahnen, der lange Schwanz aus Zeitung mit dem Büschel aus dem Rest Transparentpapier hielt ihn im Gleichgewicht. Zeitungspapier deswegen, weil das schön schwer war. Sollte der Schwanz mal zu schwer sein – das sah man daran, dass der Drachen nicht richtig nach oben stieg – schnitt man einfach etwas von der Länge ab. Wenn er erst mal still am Himmel stand, konnte man ihn getrost allein lassen. Sie gingen dann mit ihm hin und her, manchmal bis in ihren Garten, er flog dann über der Wollkämmerei. Die Bandspindel machten sie an ihrem Gartenzaun zum Hauptgang fest. Im Lager gab es noch mehr Jungen, die ihren Drachen selbst bauten, die sich in den Wettbewerb mit den Heinrichs stellten. Aber keiner schaffte es, ihre Drachen so groß und dabei so stabil zu bauen. Es blieb trotzdem immer ein faires Miteinander. In den ganzen Jahren war es nicht einmal vorgekommen, dass einer den Drachen des anderen sabotierte oder sogar zerstörte. Wenn eine Zerstörung vorkam, war es meistens selbst die Schuld des Jungen, der an der Rolle war. Es kam natürlich vor, dass einem mal die Rolle oder Spindel aus der Hand fiel, aber da musste man dann schnell sein, weil der Drachen dann abschierte, die Rolle am langen Band mit sich zog. Man lief dann hinter der Rolle her, versuchte so, den Drachen wieder einzufangen. Meistens war dies in Richtung Wollkämmerei, wo er dann über

dem Firmengelände zwischen den Werksgebäuden abstürzte, oder auf den spitzen Ästen der Bäume sein Transparentpapier einbüsste. War Bernhard auch schon passiert. Dann wurde am nächsten Tag ein neuer gebaut. Der größte Drachen hatte mal die Maße von $2\frac{1}{2}$ mal 2 Meter. Den konnte man bei starkem Wind schon kaum halten.

Nach Herbst kam immer der Winter. Die waren zu der Zeit noch richtig kalt und mit viel Schnee, der auch im Lager überall lag. Auf den Gängen wurde der eigentlich nie weggeräumt, sondern für die Leute nur Asche gestreut. Davon hatte man ja genug. Die Kohleöfen produzierten viel davon. Familie Heinrich hatte zwei Schlitten, schön aus hellem Holz mit Kufen aus feinen Metallstreifen. Da passten, zwar eng, drei Kinder drauf. Sie hätten hinter ihrer Wäscheplatzpforte die Böschung zum zugefrorenen Wollkämmereigraben hinunter rodeln können, aber unten traf man dann auf die Eisfläche, was doch einen gehörigen Ruck erzeugte. Deshalb nahmen die Kinder, die auf dieser Seite des Lagers wohnten, Klimbkes Berg zum Rodeln. Dort war nur an der linken Seite ein schmaler Streifen mit Asche gestreut, der Rest war festgefahrener Schnee, der sich sehr gut zum Schlittenfahren eignete. Unten vor dem Bürgersteig war dann noch eine große Fläche zum Ausgleiten, bei der keine Gefahr bestand, ohne zu bremsen auf die Fahrbahn zu geraten. Dieser Berg war aber nicht steil genug, eher flach, was den Spaß dann doch etwas einschränkte. Bernhard hatte dann die Idee, hinten am Sportplatz, an der Böschung zum Wollkämmereigraben, da wo einige hohe Büsche standen, und es mehrere Meter hoch war, zu Rodeln. Unten, hinterm Graben ragte der Schutzzaun aus dunkelbraunem Holz über zwei Meter in den Himmel. Diese Stelle hatte den Vorteil, das auf der halben Strecke nach unten ein Höcker, ein Erdbuckel, war, der einen beim Abfahren den besonderen Kick gab. Nach einem tollen Nachmittag an dem neuen Platz, schütteten sie Wasser auf den Hang, damit sich über Nacht Eis bilden sollte. So kam

es folglich auch. Nach einigen Fahrten war es richtig blank poliert. Man fuhr dort am besten allein auf dem Schlitten. Der Rodler wurde am Höcker doch etwas in die Luft gehoben, sein Hintern verlor die Sitzhaftung, er musste sich darauf konzentrieren, den Schlitten auf der Bahn zu halten. Bernhard wusste nicht mehr, ob es 1960 oder 1961 war, als sein Bruder Claus-Dieter, nur Dieter genannt, fünf- oder sechsjährig, einfach den Schlitten nahm, und nicht den harmlosen Hang ohne Buckel nebenan, an der anderen Seite des Busches, benutzte, sondern logisch auch den Hang, den seine älteren Brüder so toll runtersausten. Es kam, wie es kommen musste. Dieter kam bis zum Höcker, der Schlitten bockte auf in die Luft, er konnte ihn nicht halten, beide stürzten zurück auf die harte Eisfläche. Der Schlitten blieb heil, aber Dieter kam nicht so glimpflich davon. Er knallte mit dem Kopf aufs Eis, wobei er noch seine Pudelmütze verlor. Er blieb liegen, dann stützte er sich auf, würgte plötzlich, fing an zu spucken, erbrach das Mittagessen. Dampfende Erbsen, Kartoffelstücke, Speck und Brocken von Würstchen vermengten sich dort mit dem Schnee, der leicht fiel. Bernhard und Werner liefen zu dem Gestürzten, da verdrehte er seine Augen und fiel in Ohnmacht. Alfred lief die einhundert Meter nach Hause, sagte der Mutter Anna Bescheid. Anna zog sich feste Schuhe über, schickte Alfred zum Verwalter, der solle den Krankenwagen anrufen. Sie selbst rannte nach hinten zur Böschung.

Keine zehn Minuten später kam tatsächlich ein weißer Mercedes-Kombi mit blickdichten Fenstern und ein Blaulicht auf dem Dach. Er fuhr einfach bei Klimbke mit aufheulendem Motor den Berg hoch, fuhr an der Toilettenhütte und Buves Baracke in den linken Hauptgang bis über den Sportplatz, blieb an der Böschung auf dem Weg stehen. Sofort sprangen zwei Mann aus dem Wagen, rannten nach hinten, machten die Tür auf, zogen die Liege hervor. Nach kurzem Geplänkel unten bei Dieter, sagten sie noch was von Gehirnerschütterung, legten

Dieter auf die Liege, schleppten ihn nach oben zum Wagen, was auf dem Hang nicht gerade leicht zu meistern war. Mutter Heinrich sollte, und wollte mitfahren ins Krankenhaus. Sie rief ihren Jungen und der kleinen dreijährigen Rosita noch zu:

»Und ihr geht jetzt rein! Das war genug für heute. Berni, du passt auf!«

Ja, so war es bei ihnen. Bernhard musste immer auf seine kleinen Geschwister aufpassen, obwohl er auch nur etwas über ein Jahr älter als Werner war. Ging irgendwas schief, oder stellten die was an, war er dran. Dann gab es eine Tracht Prügel für ihn. Er war nämlich an allem schuld. Es wurde der hölzerne Rührlöffel aus der Schublade geholt, und so an die fünf Schläge auf seinem Hosenboden verteilt. Manchmal war es auch nur die flache Hand des Vaters, dann gab es aber mehr. Wahrscheinlich als Ausgleich. Machte aber alles nichts, denn die Jungs trugen ja meistens Lederhosen, da merkte man die Schläge nicht so. Also so brutal, dass sie ihre Söhne auf den nackten Hintern schlagen würden, waren sie dann doch nicht. Schließlich liebten sie ihre Kinder, erzogen sie auch richtig, nichts anzustellen, immer höflich sein, und ehrlich. Meist gelang dies den Kindern auch. Der Teufel guckte nur manchmal hinter irgendwelchen dunklen Ecken hervor. Obwohl alle in der Familie Heinrich nicht religiös waren – Vater war zwar formell evangelisch und Mutter katholisch getauft – und die Kinder auch nicht getauft, sie sollten später, wenn sie dazu alt genug waren, selbst entscheiden, was sie wollten. Bernhard sagte ja immer, sie wären alle Heiden. Er machte darüber auch immer seine Scherze. So betete er zum Spaß.

›Gott schütze meine Mutter, Gott schütze meinen Vater, Gott schütze meine Geschwister, und Gott schütze meinen Ars, wenn ich mal wieder eine Tracht Prügel bekomme.«

Dieter war nach dem Schlittenunfall fast zwei Wochen mit Schädelprellung und Gehirnerschütterung im Wilhelmsburger Krankenhaus *GROß-SAND*, welches im Januar 1950 in der

Straße Groß-Sand 3 eingeweiht wurde. Erwähnenswert war, dass der erste Chefarzt des Krankenhauses der frühere Leiter des Werkskrankenhauses der Wollkämmerei, Dr. Benno Gebauer, war. Dieser war auch die Vertretung für Doktor Hoffmann in der Veringstraße, dem Hausarzt der Familie Heinrich.

Seit dem Umzug in die Baracke Nr. 56, wo sich die Heinrichs richtig *wohl* fühlten, wenn man denn dieses beengte und primitive Hausen so nennen konnte, feierten die Heinrichs Weihnachten immer gleich. Die Kinder fingen Monate vorher schon an, Geld zu sparen. Was nicht immer leicht war, bekamen sie doch kein Taschengeld, dafür reichte es nicht. Sie konnten aber immer gewiss sein, dass sie jeder ein kleines Wunsch-Weihnachtsgeschenk bekamen. So wollten sie doch auch für ihre Eltern eine Kleinigkeit besorgen. Sie sammelten also leere Pfandflaschen im Lager und Umgebung, sammelten überall Altmetall und Schrott, welches sie dem Schrotthändler an der Neuhöfer Straße, an der Auffahrt zur kleinen Mülldeponie, verkauften. Für ihre Mutter bastelten sie meistens etwas, wie Topflappen, oder ein hölzerner Rührlöffel wurde mit zwei kleinen dreieckigen Bilderrahmenaufhängern und vier bis fünf eindrehbaren Haken versehen, so konnte man den als Schlüsselleiste oder Handtuchhalter benutzen. Der Vater bekam meistens eine Kiste aus dünnem Sperrholz mit 50 Zigarren der Marke *HANDELSGOLD* Nr. 208 *Leichte Tabakmischung*, die den Kindern ganze 10 Deutsche Mark kostete. Da hatte er dann das ganze Jahr bis zum nächsten Weihnachten was davon. Weil er die nur einmal die Woche rauchte. Und die leere Kiste konnte dann bestimmt eines der Kinder für seinen Krimskrams gebrauchen. Sonst rauchte er filterlose Zigaretten, weil er den reinen Tabakgeschmack liebte. Die orangerote *OVERSTOLZ*, die grasgrüne *ECKSTEIN*, die lichtgrünmelierte *GOLD DOLLAR* und die weiße *JUNO*, alles in der weichen Knüllpackung, die es in groß mit 10 Stück für 1 Mark und mit 20 Stück für 2 Mark, und klein mit 5 Zigaretten gab, für 50 Pfennig. Wie

schon erwähnt bekamen die Heinrichs ihren Tannenbaum, eine Fichte, von dem Vater der Klassenkameradin Ilse Janz, die am Neuhöfer Damm wohnten. Woher der die Bäume hatte, wusste Bernhard nicht, wollte er im Grunde auch nicht wissen. Eigentlich fand Bernhard in seiner Kindheit schon, dass dieser Baum falsch hieß: *Tannenbaum*, stimmte nicht, es war ja eine Fichte, und die sahen immer ziemlich spiddelig aus. Die Äste und Zweige sehr dünn und blasgrün die Nadeln. Na ja, für eine teure Tanne reichte es halt nicht. Die Kinder waren auch damit zufrieden. Nur Bernhard hatte manchmal so Gefühle, dass immer sie nicht was richtiges hatten. Manchmal schämte er sich. Er bemerkte auch nicht, ob es den Geschwistern genau so ging, ob die auch so fühlten. Er verschwieg dies aber immer.

An diesen Tagen war die Atmosphäre geschwängert von atemloser Spannung, hoffnungsvoller Erwartung und aufgesetzter Fröhlichkeit. Überall roch es weihnachtlich nach Tanne, Plätzchen und Kerzenwachs. Am frühen Nachmittag, alle saßen in der Küche – ihrem Tagesraum, und schauten der Mutter beim Zubereiten des Weihnachtsessens zu. Bei Kleinigkeiten, bei denen sie nichts falsch machen konnten, halfen sie ihr. Wie immer Weihnachten, gab es Kaninchen. Ihr Vater hatte extra vorgestern drei *Mümmelmännern* das Genick umgedreht, und das Fell über die Ohren gezogen, nachdem sie zwei Tage zum Ausbluten an der Schuppenwand hingen. Die Kaninchen gab es dann am 1. und 2. Weihnachtsfeiertag. Wie immer wurde sich um die Keulen gestritten, aber Bernhard bestand auch darauf, einen der Köpfe zu bekommen. Denen wurde vor dem Schmoren nur die Augen entnommen. Er mochte es, ihn abzuknabbern. Das Fleisch richtig von dem Skelettknochen zu saugen. Das beste war an den Wangen, die immer dick gepolstert waren mit dem saftigen, mageren Fleisch. Auch die kleine geschmorte Zunge war nicht zu verachten. Von den Kindern war keiner, der den Kaninchen hinterher geweint hätte, von wegen ›ach, das arme Tier‹. Sie wussten alle, dass die nur zum Essen

gezüchtet wurden. Rosarote Verklärtheit gab es da nicht. Den Kartoffelsalat für heute, dem Heiligen Abend, hatte sie schon gestern angerührt. So konnte der noch richtig durchziehen. Lange Jahre lang war dieser Kartoffelsalat seiner Mutter der einzige, den er aß⁵³. Dabei war der nichts besonderes: Pellkartoffeln in Scheiben schneiden, ein großes Glas Mayonnaise mit Ei verrühren, über die Kartoffeln, Pfeffer und Salz dazu, und eine große Gewürzgurke in Würfel klein geschnitten, und ein halber Ring Fleischwurst auch in Würfeln oben drüber. Zum Schluss noch Essig und nicht zu viel Öl. Dann alles schön vermengen. Dazu sollte es wie jedes Jahr Würstchen geben. Bernhards Familie waren eingeschworene Pferdewurstesser. Die Würste hatten alle noch richtigen Darm, der außen so kleine Fäden dran hatte. Er als einziger mochte die überhaupt nicht, er hatte sich da schon mal übergeben. Deswegen kaufte seine Mutter speziell für ihn *normale* Bockwürste.

Während sie also alle in der Küche waren, hatte sich ihr Vater im Wohnzimmer eingeschlossen. Dort baute er dann den Weihnachtsbaum auf, schmückte ihn mit bunten Kugeln aus dünnem Glas, roten Wachskerzen in goldfarbenen Haltern, die an die Zweige geklemmt wurden, silbernen Lamettafäden, und auf den Baum kam so eine silberne Spitze mit Silberfäden, die da oben herauskamen. Dann schmückte er noch den Stubentisch, legte die Weihnachtsdecke drauf, verteilte sieben oder acht große Pappteller in Sternenform mit Weihnachtsmotiven bedruckt, füllte diese dann mit allerlei Weihnachtssüßigkeiten, wie Schokokringel mit kleinen Liebesperlen drauf, Marzipankartoffeln, Kringel in Sternenform aus Gelee, je eine Packung Feigen und Datteln, einen Schokoladen-Weihnachtsmann, weißen *Pflastersteinen* und Apfelsine, einem rotbäckigen Apfel, meistens Boskop und Hasel- und Walnüsse. Diese ›*Bunten Tel-*

⁵³ Männer waren da ja eigen, was das Essen betraf. Jede Frau in ihrem Leben musste sich mit den Kochkünsten der Mütter messen.

ler« waren zwar sehr überladen, aber gerade deswegen waren sie bei den Kindern der Heinrichs sehr beliebt. Jeder hatte den gleichen. Dann legte er an den Fuß des Baumes noch die in Weihnachtspapier eingewickelten Geschenke für die Kinder. Die Bescherung war um 18 Uhr, deswegen aßen sie heute etwas früher als sonst.

Dann kam wieder der Schauspielauftritt ihres Vaters. Er ging in die Stube zurück, schloss nochmals die Tür. Dann hörte man lautes Fenstergeklapper, schwere Stiefel tapsten über den Holzfußboden. Eine Glocke bimmelte, man hörte ihren Vater leise reden, verstand aber nichts. Dann Möbelrücken und wieder das Bimmeln. Dann wurde das Fenster in der Stube geschlossen. Darauf war es still. Die Stubentür wurde geöffnet, die Kinder standen auf, gingen auf ihren Vater zu, der davor stand. Bevor sie nun hinein durften, mussten sie noch ihr Lied singen:

»Fröhliche Weihnacht' unterm Bett, fressen sich die Mäuse dick und fett.«

Sie stürzten sich auf ihre Geschenke, die nie großartig waren, aber das darstellten, was die Eltern sich leisten konnten. So bekam Bernhard mal, noch in der Hütte, ein rotes Feuerwehrauto, einen Spritzenwagen, in dem man Wasser einfüllen, und dieses mit einem Gummischlauch tatsächlich verspritzen konnte. Puppe für Rosita, eine Knallplättchenpistole und Cowboykleidung für Dieter, ein Metallbaukasten TRIX von Märklin für Werner und Bernhard, Schlittschuhe zum Unterschrauben für Alfred ...

Ab 1960 war die Schummelei mit dem Weihnachtsmann vorbei, an den glaubte sowieso keines der Heinrich-Kinder mehr. Die waren in der Wirklichkeit so tief verwurzelt, dass alles über Weihnachten und Ostern für sie viel zu fantastisch war, als dass es wahr sein könnte. Und dann fielen ihnen auch die vielen Ungereimtheiten auf, die bei der Charade, die ihnen ihr Vater immer vorspielte, vorkamen. Bernhard machte sogar Scherze über den Weihnachtsmann. Er brachte immer den

Spruch ›*Der Weihnachtsmann ist ein Contergan-Kind, denn er trägt den Sack auf dem Rücken!*‹. Er wusste natürlich nicht wirklich, was das mit dem Contergan⁵⁴ bedeutete, nur soviel, dass es nach der Einnahme in der Schwangerschaft bei der Geburt zu schlimmen Missbildungen kommen konnte.

Das Wohnzimmer war also offen, die Kinder halfen beim Baumschmücken. Die Geschwister hatten immer ein Weihnachtsgedicht drauf:

›*Oh, Tannenbaum, oh Tannenbaum,
der Weihnachtsmann will Äppel klauen,
er zieht sich die Pantoffeln an,
damit er besser schleichen kann.*‹

Von ihrem Vater hatten sie eins auf Plattdeutsch gelernt:

›*Wiehnachtsmann, kennste mi,
ick bün keen beten bang vor di.
Vadder secht du schleist mi,
Mudder secht du eist mi,
Ick glöv wat Mudder secht,
Wiehnachtsmann, du bist een goder Knecht.*‹

Am Heiligen Abend gab es zum ersten Mal einen Nachmittag für Kinder im Fernsehen, nämlich ›*Wir warten aufs Christkind*‹, dass den Kindern die Zeit bis zur Bescherung verkürzen sollte. Alles nach dem Motto⁵⁵: *Heute Abend werden endlich die Lichter am Christbaum angezündet. Aber bis dahin werden die Kinder noch unruhige Stunden erleben. Vielleicht dürfen sie ein bisschen fernsehen?*

Am Weihnachtsmorgen selbst wurde Ostfernsehen geschaut.

⁵⁴ Der Contergan-Skandal wurde 1961/62 aufgedeckt. Dieses Medikament wurde Ende der 50er-Jahre zu Beruhigung Schwangeren verabreicht. Man entdeckte, dass es in der frühen Schwangerschaft Schädigungen in der Wachstumsentwicklung hervorrief.

⁵⁵ Siehe ›*Wir warten aufs Christkind*‹ – © (Text: Hörzu 52/1961, S. 40)

Da gab es traditionell ›*Zwischen Frühstück und Gänsebraten*‹, eine dreistündige Livesendung mit dem kleinen dicken *Heinz Quermann* als Moderator.

Mit dem Fernseher trat ein neues Freizeitvergnügen in ihr Leben. Es war ein Gerät der Marke *GRAETZ* Modell Burggraf F41, ein Tischgerät mit dunklem Holzgehäuse, und für damalige Zeiten ungewohnt im Querformat (breiter als hoch), hatte eine 53-Zentimeter-Bildröhre, und Schallkompressor für volumigen naturtreuen Klang. Frequenzmäßig konnte der den VHF-Bereich abspielen. Es gab sowieso nur das erste Programm. Den hatte Bernhards Vater bei *TEEGE* in der Fährstraße gekauft, und zwar für 1098 Deutsche Mark.

Da durften selbst die Kinder nachmittags mal gucken. Gab es doch einige Sendungen für Kinder und Jugendliche in der *Flimmerkiste*, wie der Fernseher auch genannt wurde. Sie wussten noch gar nicht, was es da so alles gab. Denn viele Sendungen liefen schon seit 1953 oder 1954. Sie hatten das Gerät seit März 1959, da gab es schon viele Sachen. Meistens waren das amerikanische Serien, die zu der Zeit noch ziemlich kurz waren, nämlich 25 Minuten je Folge. So gab es schon seit 1958 – sie hatten die ersten Folgen also nicht gesehen – die Serie *FURY* um ein Wildpferd, die im ersten Programm wöchentlich ausgestrahlt wurde. Da erlebte Joey, der ein adoptierter Waisenjunge war, mit dem Pferd *Fury* vielfältige Abenteuer im amerikanischen Westen. Die Heinrichs sahen das ganz gern. Ein Jahr später hatte sich Bernhard das orangerote Buch mit dem Leineneinband von *Albert G. Miller* zum Geburtstag gewünscht. Als er dies gelesen hatte, wusste er, dass es nicht korrekt verfilmt worden war. Wie konnte man auch aus einer Geschichte eine ganze Serie machen? 1959 fing auch die ›*Perry Como Show*‹ an. Das war ein italo-amerikanischer Entertainer und Sänger, dessen Show in Amerika schon seit 1957 lief. Das war eine Mischung aus Musik, wobei er selbst und auch Gäste sangen, und Unterhaltungen mit ihnen. Meistens lief die Sen-

dung am Samstagnachmittag. Wenigstens Bernhard sah sich das immer an, er erinnerte sich daran, weil in der Sendung, die übrigens im Original auf englisch gesendet wurde, und die Übersetzung darüber gesprochen wurde, wenn ein Gespräch zu Ende war, *Perry Como* immer sagte: ›Thank you very much‹. Dann sagte eines der Kinder: ›Englisch lernen ist Quatsch!‹

Im Mai 1959 fing dann die große Nachmittagsschau für Jugendliche und Kinder an. *SPORT, SPIEL, SPANNUNG*, wurde moderiert zuerst von Heinrich Fischer, später dann von Klaus Havenstein, die es einmal im Monat immer donnerstags um fünf Uhr am Nachmittag gab. Die Sendung ging eine Stunde lang. Die Heinrichs mochten am liebsten den Spannungsteil, weil es da spannende Filmausschnitte zu sehen gab. Im Juni 1959 fing im 1. Programm eine Serie an, die die Kinder besonders gern sahen, führte sie doch in die Südsee: ›Käpt'n Grief an Bord‹. Jede Folge fing mit dem Ruf ›Alle Mann an Bord, Käpt'n Grief ist da!‹ an. Die Serie lief bis in den Juni 1960 und zeigte abenteuerliche Kreuzfahrten in der Südsee. Oder eine andere *See*-Serie, die allerdings nicht auf dem Wasser, sondern darunter spielte, nämlich ›Abenteuer unter Wasser‹⁵⁶, die auch 1959 anfang und die Abenteuer des Tauchers Mike Nelson zeigte. Es gab so viele Serien, die auch speziell für Kinder gedacht waren. So war eine ihrer Favoriten dann auch ›*Ivanhoe*‹⁵⁷, wo der junge *Roger Moore* den edlen Ritter Wilfried von *Ivanhoe* spielte, die fing 1962 im deutschen Fernsehen an. Nach jeder Folge rasten die Jungs raus und spielten Ritter, wobei jeder dann *Ivanhoe* sein wollte. Sie suchten sich irgendwelche Stöcke als Schwerter, und kämpften wie der legendäre *Lanzelot*.

⁵⁶ Im 1. Programm von 1959 bis 1964 in Deutschland. Die liefen im Regionalteil im ›*Seepferdchen*‹, das war der Werbeblock um 19:30 Uhr. Mit Lloyd Bridges als Taucher.

⁵⁷ Nach den historischen Romanen von *Sir Walter Scott*.

Nach Weihnachten ging es dann ins neue Jahr, der Frühling kam, und die Jungs konnten wieder mehr draußen anstellen. Rechts von ihrer hinteren Wasserentnahmestelle versperrte oder schützte der lange Bunker die Gänge. Da krabbelten die Jungs manchmal drauf, legten sich hinter den Mauersturz, beobachteten die Leute, die am Bunker vorbei gingen, um in ihre Gänge zu kommen. Dort oben wurden sie dann nicht gesehen. Zu der Zeit war es bei Kindern ›in‹, mit Erbsen zu schießen. Na, schießen war wohl nicht das richtige Wort. Man kaufte sich für ein paar Groschen ein dreißig Zentimeter langes Plastikrohr mit einem Durchmesser von 10 Millimeter. Dann wurde bei *Düsterhöff* ein Pfund trockene Erbsen für 50 Pfennig geholt. Und fertig war die Erbsenkanone. Bernhard machte sich als Griff noch eine Wäscheklammer ans Rohr, und los ging es. Eine Erbse in den Mund genommen, Blasrohr an die Lippen gesetzt, einmal dicke Backen machen, kräftig pusten und schon schnellte die Erbse durch die Gegend. Man musste nur richtig zielen ... und *Touché*. Zuerst bildeten sie zwei Gruppen, und bekriegten sich gegenseitig. Das wurde aber mit der Zeit langweilig. Also beschlossen sie, vom Bunker aus die Leute zu beschießen. Wenn man ihren Körper mit der Kleidung traf, merkten die das ja kaum. Auf blanker Haut zwirbelte das ganz schön.

Im Alter von 9 Jahren trieb er sich mit Gerd Milde, dem ältesten der Milde Jungs vorn aus der rechten Seite der Wohnbaracke, die quer stand, oft im Brachland herum, oder ganz hinten in Richtung Wollkämmereistraße im sogenannten *Dschungel*, weil da einige Bäume dicht zusammen standen, die Pflanzen dort Wildwuchs zeigten, ein breiter Graben sich in einen Teich ergoss. An diesem Gewässer, mit Entenflott drauf, befand sich dicht am Ufer ein Baum mit ausladenden Ästen, an dem schon immer ein dickes Seil hing. So konnte man sich im Sommer dort hinein schwingen, und dann loslassen. Genau von diesem Seil war seine Schwester Erika mal gerutscht, als sie ein neues Kleid anhatte, und Mutter Anna sagte, dass sie ja

aufpassen sollte, es nicht schmutzig zu machen. Erika hielt sich auch dran, bis sie den Tümpel mit dem Seil traf. Sie musste dann natürlich mal hin und her schwingen, und ... zack ... und platsch! ... lag sie zwischen Entenflott im Tümpel. Das gab selbstredend eine Tracht Prügel. Dort im *Dschungel* waren so einige stille, nicht einsehbare Örtchen, an denen gerade an lauen Abenden reger *Verkehr* herrschte. Auch im Brachland gab es einen Wasserzulauf, über dem ein schmaler Holzsteg mit Lattenbrüstung führte. Dort sahen die beiden mal etwas merkwürdiges im dunklen Wasser schwimmen. Es sah aus wie ein röhrenförmiger Luftballon, der weißlich war und durch irgendwas beschwert nach unten durchhing. Sie fanden leider keinen passenden Ast oder sonstigen Stock, um ihn heran zu ziehen. Im Laufe des selbigen Nachmittags trafen sie Wolfgang Buve, den Sohn von Kurt und Anni Buve, Onkel und Tante von Manfred und Inga, die ja auch vorne in der Baracke wie die Mildes wohnten. Wolfgang, ein schlanker, großer Junge mit blonden Haaren, war schon älter, zu der Zeit wohl sechzehn Jahre alt. Dem erzählten sie dies. Der ließ sich gleich von ihnen dort hinführen, guckte ins Wasser, und fing an zu lachen.

»Ein Luftballon ... ha ha ...«, er konnte sich gar nicht mehr einkriegen. »Das ist eine benutzte *Lümmeltüte*!«, sagte er unter Lachen.

»Eine Lümmeltüte?«, fragte Bernhard, der sich darunter nichts vorstellen konnte.

»Na, ein Präser⁵⁸, ein Präservativ«, erklärte Wolfgang.

Ja, Präser hatte er schon mal gehört, das war doch so ein Ding, was Erwachsene überziehen, um zu verhindern, das die Frau ein Baby bekommt. Aber das ›Wie‹ wusste er trotzdem nicht. Er schaute deswegen nochmals ins Wasser des Grabens. Na, er konnte sich das schon vorstellen, aber das Ding da sah so groß aus. So ein Piedel der Männer ist doch viel kleiner!

»Aber der passt doch gar nicht!« Bernhard nun als kleiner

⁵⁸ Heute sagt man fast ausschließlich *Kondom* dazu.

Schlaumeier, zu dem er später werden sollte. »Der ist viel zu groß!«

Wieder musste Wolfgang über so viel kindliches Unwissen lachen. Na, im Alter von zehn Jahren hatte er das auch noch nicht gewusst.

»Also, wenn es zwischen Mann und Frau soweit ist, dann passt der schon.«

Bernhard und Gerd guckten immer noch gebannt auf das schwimmende Etwas.

»Und was macht der dann hier im Graben?«, fragte nun Gerd neugierig.

»Vielleicht hat ein Paar es hier irgendwo getrieben? Und dann hinterher im Graben entsorgt.«

»Getrieben? So wie das Ding da treibt?« Bernhard nun wieder.

»Nein, das sagt man, wenn man es macht, wenn man Liebe macht ... wenn man eben *fickt*⁵⁹.« Wolfgang war ganz der Fachmann.

»Wie, wenn man Liebe macht?«, stotterte Bernhard, »wieso muss man die machen, ich denke, die ist plötzlich da.«

Wieder musste Wolfgang furchtbar lachen.

»Ihr seid noch viel zu jung dafür.«

»Hast du es denn schon mal ... getrieben?«, Gerd traute sich aber was.

»Ja! Schon mehrmals«, prustete Wolfgang heraus, warf sich richtig in die Brust, er, der so erfahren war.

»Sogar auch hier draußen. Nicht hier, aber hinten im

⁵⁹ Geschlechtsverkehr (Verkehr, GV) im Volksmund: Bumsen, ficken, vögeln, pimperm, schnackseln, pudern, bürsten, begatten, zwitschern, stöpseln, orgeln, gegeigt werden, löchern, bohren, nageln, hämmern, rammeln, nudeln, koitieren, treiben, Rohr oder Stange verlegen, Salami in den Hausflur schmeißen, Nummer schieben (oder machen), poppen, Liebe machen, drübersteigen, beischlafen, bimsen, bocken, pennen, vernaschen, verkehren, besteigen, besorgen, kopulieren, flachlegen, dübeln.

Dschungel, neben dem Tümpel. Da hatte ich eine Freundin aus der nahen Wollkämmereistraße, die war zwei Jahre älter als ich. Wir lagen da so im hohen Gras, sie hatte ein blaues, geblühtes Kittelkleid an, von oben bis unten durchgeknöpft. Die Knöpfe habe ich dann durchgezählt, als ich ihr die alle öffnete. Es waren acht Stück. Da lag sie dann auf ihrem Fetzen Stoff, nur einen halblangen Schlüpfer und ein Leibchen aus Baumwolle hatte sie drunter ...«

Die beiden Neunjährigen hörten jetzt gespannt zu, wollten sie doch auch mal wissen, wie das alles so abging.

»... na, das Leibchen zog ich ihr schnell aus, die weißen kleinen Erhebungen ihrer Brust interessierten mich nicht. Sie half mir dann bei der Unterhose, die auch im Gras landete. *Du zogst mir aus mein Höschen, ich zeigte dir dafür mein Döschen.* In der Zwischenzeit war mein Riemen schon angeschwollen, und sie führte ihn mit der Hand bei sich ein. Und dann haben wir gerammelt, wie die Karnickel, bis sie geschrien hat, dass drüben im Häuserblock die ersten Fenster aufgingen.«

Nach der Erzählung konnte sich Bernhard jetzt vorstellen, was der Riemen war, aber er fragte sich, ob das Anschwellen Wolfgang nicht wehgetan hatte. Und warum sie geschrien hatte.

Er und Gerd Milde schauten sich nicht verstehend an.

»Seitdem weiß ich, worauf man dabei achten muss: Dass keine Grasflecken in die Hose kommen, wenn man sie bis zu den Knie herunterlässt. Die gehen so schlecht wieder raus, und man kann seiner Mutter nicht erklären, wie die da wohl reingekommen sind. Und noch eine andere Erfahrung habe ich gemacht, nämlich dass man bei einer Autonummer darauf achtet, dass keine Flecken auf die Polster kommen.«

Unsere beiden Kleinen guckten sich etwas ratlos an, was hatte jetzt die Autonummer damit zu tun? Na, Wolfgang konnte jedenfalls spannende Sachen erzählen. Das war es auch, denn er hatte nun keine Zeit mehr, und verschwand zurück ins La-

ger. Bernhard überlegte, ob er dies auch schon Inga und Manfred erzählt hatte. Glaubte er zwar nicht, sonst hätte Manfred, der zwei Jahre älter als Bernhard war, sich schon damit gebrüstet, dass er etwas weiß, was alle anderen nicht wussten.

Im Frühjahr 1960 gingen einige Herren in Anzügen durch das Lager, und schauten sich interessiert um. Einigen war das schon aufgefallen, aber es wusste niemand, was die wohl suchten. Sie hatten Aktentaschen bei sich, und guckten sich die Hütten und Baracken sehr genau an. Bei einigen klopfen oder klingelten sie sogar. Nach einem kurzen Gespräch gingen sie dann weiter. Sie kamen auch zur Baracke der Heinrichs, blieben lange vor der Gartenpforte stehen und beratschlagten. Dann nahmen sie ihren Mut zusammen, traten ein, drei Stufen hoch, und drückten ihren Daumen auf dem Klingelknopf platt. Diese Herren waren Mitarbeiter der *Heinrich Nagel KG* in Elze bei Hannover, später Heina Mineral-Wasserfabrik in Elze. Die suchten als neue Absatzquelle hier im Lager Partner für einen Stubenladen. Und ausgerechnet die Heinrichs hatten sie dafür auserkoren. Weil an bestimmten Orten Geschäfte und auch Lokale nicht gerade vielfältig vorhanden waren, richtete die Nagel KG sogenannte Stubenläden ein. Es musste eine genügend große Fläche für Verkauf und Lager vorhanden sein, die Betreiber sollten vertrauenswürdig erscheinen, deswegen die lange In-Augennahme der Leute und Örtlichkeiten. Anna und Johann sahen entsprechend aus, und der Vorbau an der Baracke war bestens geeignet, einen Laden zu beherbergen.

Als Provision sollten sie 10 bis 15 Prozent des Umsatzes aller Getränke wie Limonade, Bier und Schaumwein, fünf Prozent auf Tabakwaren und zwölf Prozent auf alle Genussmittel wie Kaffee, Süßwaren, Schokolade und Speiseeis bekommen. Abrechnung vierteljährlich, die Waren kamen als Kommission. Ferner einen Zuschuss zur Miete für den Laden von 20 DM. Johann und Anna überlegten nicht lange, denn das zusätzliche Geld konnten sie gut gebrauchen. Sie schlossen mit der Hein-

rich Nagel KG also einen Kommissionsvertrag über Getränke- und Genussmittelverkauf in einem Stubenladen ab. Die Heinrichs verpflichteten sich, den Vorbau als Ladenlokal auszubauen, umzugestalten. Vorne bei der Eingangstür kam alles raus, bis auf die Blumen auf der Fensterbank neben der Tür. Dort kam dann die Eistruhe für das Speiseeis hin, die von der Firma ›JOPA Eis‹ geliefert und bestückt wurde. Zwischen dem vorderen Teil und dem hinteren, wo dann die Tür zur Küche war, kam über die Breite des Vorraumes eine halbhohe Holzwand, die einen Durchgang vorn an der Wand ließ. Obendrauf dann eine breite beschichtete Holzplatte von einem halben Meter, die das ganze dann als Verkaufstresen gelten ließ. Diese Platte war über den Durchgang klappbar, sodass die Familie Heinrich noch normal die Baracke betreten und verlassen konnte.

Die Eingangstür der Baracke führte direkt in den Mini-Laden, wo an der gegenüberliegenden Wand – die eigentliche Barackenwand – in die rechte Ecke gedrängt die Eistruhe stand, links daneben Getränkekisten für das Leergut. In dem Verkaufsteil, wo es in die Küche ging – für die Kunden durch die Klappe tabu – hatten sie an der Barackenwand Regale von oben bis unten angebracht, auf denen viele Sachen standen: Schaumwein oder Sekt, Schnaps wie Weinbrand, Rum, Kümmel und Korn, Süßigkeiten wie Lollis (z. B. Kirsch für 2 Pfennig das Stück, Schoko-Salmi-Lolli für 10 Pfennig waren der Hit), Schokolade oder 2 Sorten Wundertüten für 20 und 50 Pfennig für die kleinen Kunden, Kaffee und Tabakwaren für die Süchtigen. Unter dem *Tresen* standen Kisten mit Getränken wie Bier in zwei Sorten (0,5l-Flaschen), Limonade (0,7l-Flaschen) in weiß (Zitrone), gelb (Apfelsinen hießen nicht mehr so, sondern Orangen), und mit Waldmeister- und Himbeergeschmack. Als Neuheit dann noch die *afri-Cola*, der Coca-Cola nachempfunden, mit der preisgekrönten Flasche mit der Taille. Die Bier- und Limonadeflaschen hatten alle einen Bügel- oder Hebelverschluss, die Cola-Flaschen mit zuerst nur

0,25l, später dann auch 0,3l, hatten einen Kapselverschluss, für den man einen Öffner brauchte. Die Heinrichs hatten einen am Band am Tresen hängen. Für gute Kunden gab es den dann auch als Werbegeschenk, in Form einer kleinen *afri-Cola-Flasche* aus Metall. Irgendwelche gesetzlichen Öffnungszeiten für diese Art von Laden gab es nicht, denn es war gerade der Vorteil, dass man nach Feierabend und am Wochenende hier noch schnell seine Zigaretten und ein paar Flaschen Bier kaufen konnte. Für die ganzen vollen Getränkekisten, die sie als Vorrat halten mussten, nahmen die Heinrichs den vorderen, angebauten Schuppen, der ja gemauert war, mit einer abschließbaren Tür. Dorthin schleppte Johann auch immer die Leergutkisten, damit die nicht soviel Platz im Vorraum wegnahmen. Die Herren gaben ihnen noch einige Vorgaben über das Handling des Ladens, halfen mit Tipps und Werbemitteln, wie Bierdeckeln von der Brauerei, kleine schmale Blocks mit Werbeeindruck, auf denen man den Einkauf ausrechnen konnte, nebst zugehörigen Bleistiften. Es gab auch zwei Emaillenschilder mit Heina-Werbung.

Diese wurden von Johann am Vorbau an die Stirnseite neben die Eingangstür, und an die Längsseite neben die Gartenpforte mit Dachpappennägel gehämmert, weil die große Köpfe hatten, und somit nicht ausrissen.

Alle zwei Wochen – bei Bedarf auch öfter nach einem Anruf – kam dann der Lastwagen von Nagel KG, brachte neue Ware, holte das Leergut ab. Die Limonade war von HEINA, was wohl von **Heinrich Nagel** kam. Das Bier war Düsseldorfer *STUBBS Bier*, ein stärkeres aus Belgien, das *GENT*. Für das Speiseeis kam immer ein weißer Kühlwagen von *JOPA-Eis*, der dann neben ihrer Gartenpforte stand, und die Kinder der Nachbarschaft neugierig anlockte. Der Fahrer war ein netter Mann mit grauem Kittel, der dann den Bestand in der Eistruhe kontrollierte, und verkaufte Sorten auffüllte. Die verschiedenen

Sorten waren in so kleinen grauen Kartons, die er aus seinem Wagen holte. Bernhard und die anderen staunten immer, weil da ziemlicher Rauch aus dem Innern kam.

»Wo kommt denn der Rauch her? Brennt es darin?«, fragte Klaus Milde, dessen Eltern auch mal versuchten, einen Stubenladen zu führen, aber dann aufgaben. Die anderen Jungs interessierte dies auch, sie wagten nur nicht, zu fragen.

»Nein. Natürlich nicht! Das ist das Trockeneis⁶⁰, welches alles kühl hält. Man darf es nicht so anfassen, denn obwohl es Eis ist, kann man sich daran ziemlich fies verbrennen. Es bleibt nämlich an der Haut kleben, und zerfrisst die gesamten Hautschichten darunter.« Der Fahrer etwas wortkarg in seiner Ausführung, hatte er es wohl heute eilig.

Im Vorraum stand neben der Küchentür auch ein großer Getränke-Kühlschrank, damit man den Kunden auch gekühlte Limonade und Bier anbieten konnte.

Kaufte jemand Getränke, bekam er für jede Flasche eine Pfandmarke⁶¹, die man mit der leeren Flasche wieder abgeben musste, worauf man sein Pfand von 20 Pfennig zurück bekam. Heinrichs nahmen die Flaschen nur mit dieser Marke zurück, so wussten sie, dass die Flaschen in ihrem Laden gekauft wurden.

Die Kinder, allen voran natürlich Bernhard, fanden das alles hoch spannend, dass fremde Leute bei ihnen einkauften. In den späteren Jahren, bis zu ihrem Umzug nach Kirchdorf, hat Bernhard selbst oft verkauft, wenn seine Mutter anderweitig beschäftigt war. Fast alle Nachbarn kauften ihre Zigaretten und Getränke hier. War ja auch komfortabel, schnell mal über den Hauptgang, oder den Gang gewechselt, im Lager gab es keine großen Entfernungen.

⁶⁰ Trockeneis ist festes Kohlenstoffdioxid (CO₂)

⁶¹ Pfandmarke aus grauer Pappe, 3 x 6 Zentimeter groß, vorne mit dem Aufdruck FLASCHENPFAND 20 Pfennig, hinten der Stempel der Heinrichs.

Dann war es Sommer 1961.



Foto⁶² von Sommer 1961

»Mutti, wir wollen in die Badeanstalt«, rief Dieter, der von draußen herein gerannt kam, »Alfred und Süße auch.«

»Ja, ich habe euch die Wanne hingestellt, und Wasser ist auch schon drin, damit es durch die Sonne etwas anwärmt, und nicht mehr so kalt ist. Und nehmt dann die leeren Milchflaschen raus! Und bringt sie mir wieder.« Mutter Anna legte immer leere Klarsichtflaschen ins Wasser, das zog die Sonnenstrahlen an, wärmte dadurch schneller durch. Und auf den Milchflaschen war noch Pfand drauf, die brauchte sie also für Düsterhöff. Der vergab keine Pfandmarken.

⁶² Die *Badeanstalt* der Familie Heinrich: die Zink-Badewanne auf dem Wäscheplatz. Von links: Alfred, Rosita (Süße) und Dieter. Im Hintergrund die Baracke der Familie Buve.

Bernhard und Werner waren gerade aus der Schule gekommen, saßen in der Küche, und machten Schularbeiten. Wenn Dieter so großspurig von der ›Badeanstalt‹ sprach, dann meinte er den Wäscheplatz mit der besagten Zinkwanne. Jetzt im Sommer 1961 war Alfred erst zu Ostern in die Schule gekommen, und hatte ja nur drei Stunden Unterricht. Bernhards drei kleine Geschwister waren jetzt 7, Dieter fast 6 und Süße viereinhalb Jahre alt.

»Dann zieht euch mal die Badesachen an.« Als sie 1958 hier in die Baracke gezogen waren, badeten die Kinder noch nackt in der Wanne. Jetzt bestand Anna aber darauf, dass sie sich Badesachen anzogen, hatte für alle Jungs helle Badehosen, und Rosita einen wollenen roten Badeanzug gekauft, kamen die Kinder doch in ein Alter, wo es sich nicht mehr schickte, in der Öffentlichkeit nackt herum zu laufen. In der Wohnung selbst war es egal, hatten sich die Geschwister doch alle schon nackt gesehen, und wussten, was an wem dran war, und was nicht.

Die Tür zum Kinderzimmer war keine richtige Zimmertür, so mit Drücker und Schloss, sondern nur aus einer dicken Spanplatte, rechts mit zwei Scharnieren, und links dann ein Haken, der da so eingehängt wurde. Deshalb klapperte die Tür auch ein bisschen, wenn Durchzug war. Die drei Kleinen – so hießen sie bei den Heinrichs – stürmten ins Kinderzimmer, die Tür pendelte hin und her, knallte immer an die Wand. Bernhard, der sich nicht konzentrieren konnte, stand von der Schlafcouch auf, um sie ranzuziehen. Im Zimmer hatten sich die drei Lütten die Klamotten vom Leib gerissen, zeigten sich gegenseitig die nackten Hintern, wedelten mit ihren kleinen Pillermännern, die aussahen wie das Ringelschwänzlein eines Ferkels, und zogen sich die Badekleidung an. Die kleine Rosita klatschte mit ihrer kleinen Hand Dieter eine auf seinen Arsch, bevor der seine Hose hochzog. Sie selbst hatte wie gesagt mit viereinhalb Jahre ja noch keine Formen. Bernhard fand immer, dass ihr nicht nur was fehlte da unten, sondern auch noch ein Schlitz war. Aber

anscheinend war dies so normal, denn sie jammerte deswegen nicht, im Gegenteil zeigte sie auch stolz, dass da nichts war, dass sie anders war als die Jungs. Nun strampelte sie sich rosa wie ein kleines Schweinchen in den Anzug mit den wollenen, gekordelten Trägern über ihre dünnen weißen Schultern.

Langsam kamen die Jungs ja in das Alter, wo sie sich auch erinnern konnten. Bernhard als ältester der Rabauken fielen immer wieder Begebenheiten aus früheren Kindheitstagen ein. Jetzt, beim Anblick der nackten Geschwister, dachte er zurück an die Zeit kurz nach dem Einzug hier in die Baracke. An die samstäglichen Badezeremonien. Damit waren die wöchentlichen Reinigungsbäder der Familie gemeint. Diese fanden nicht nur bei der Familie Heinrich in der Küche statt, sondern wahrscheinlich in ganz Deutschland. Denn nach dem Krieg, jetzt in den Fünfzigern, gab es noch in kaum einer Wohnung richtige Bäder. Gut, die Badetage hatten sie auch früher in der Nissenhütte so, aber dies war schon länger her, da schwanden seine Erinnerungen nun doch, und außerdem hatten sie da nicht so viel Platz. Hier in der Baracke, in der großen Wohnküche, des praktischen Tagesraumes, hielt man sich fast immer auf, zum Leben, Kochen, Essen, Spielen, Schularbeiten machen, für die kleine Wäsche und eben für den Badetag. Irgendwie war das in Deutschland wohl überall so: Samstag war eben Badetag. Das Badewasser wurde auf jeden Fall mehrere Male benutzt. So wurde die gesamte Familie in den 50er-Jahren einmal durch dasselbe Badewasser hindurch geschäumt und gewienert. Nach dem Bad und dem Abrubbeln wurden die Kinder von Anna immer mit *PENATEN*-Creme aus der flachen, runden Dose, goldfarben mit hell- und dunkelblauem Deckel, von dem einem der Schäfer mit seinem Schaf anglotzte, auf dem Küchentisch, der mit einer Wolldecke und einem Baby-Mull-Tuch bedeckt war, eingecremt, bis der ganze kleine Körper von Fett glänzte.

Am frühen Nachmittag ging es los. Dann wurde aus dem Schuppen, als Anbau an der Stirnseite der Baracke, die große Zinkwanne und der große 24-Liter-Einwecktopf, ebenfalls aus Zink, geholt. Es musste mehrmals Wasser von der Wasserzapfstelle vorne am Hauptgang geholt werden, um den großen Topf voll zu kriegen. Dieser stand dann auf dem Herd, von dem alles andere herunter genommen wurde. Ihre Mutter, Anna Heinrich, schürte die Glut mit dem Schürhaken, hatte vorher den Ascherost gesäubert, damit mehr Luft an die Kohlen kam. Briketts und Eierkohlen, im Winter nahm sie Koks, das hielt die Hitze länger. War dann das Wasser im Einwecktopf heiß geworden, stellte sie die gereinigte Zinkwanne neben den Küchentisch auf den Boden, tat schon kaltes Wasser hinein, dann wurde nach und nach das heiße Wasser portioniert dazu gegossen, bis es die richtige Temperatur hatte, geprüft durch Annas Hand, die sie durchs Wasser wedelte. Dabei entstand dann eine Menge Wasserdampf. Das gab dann den Eindruck eines Dampfbades. Zum Baden nahm sie immer ein grünes Stück *Palmolive*-Seife, die einen angenehmen Duft hatte. Sonst nahmen sie immer Lanolin Kernseife, auch Haushaltsseife genannt, laut Reklame besonders hautschonend, und voll schäumend mit Lanolin überfettet. Die gab es billig als 10er-Stück-Packung. Oder die neue weiße *Sunlicht*-Seife, die es als Doppel-Packung gab, und mit dem Slogan warb: ›*Ihren Händen zuliebe*‹. Dann war es soweit, die Kinder konnten gebadet werden. Als erstes kam Berni dran, denn zu Hause hieß Bernhard nur Berni, der seine Kleidung auf einen Haufen warf, wo auch die Unterwäsche, Schlüpfer und Unterhemd in Feinripp, je nach Jahreszeit kurze oder lange Unterhosen, landete. Vorsichtig setzte er seinen ersten Fuß in das sehr warme Wasser der Zinkwanne. Auffällig war, dass er dabei immer seine Pobacken zusammen kniff. Er setzte sich dann hin, tauchte auch mal bis zum Hals unter. Sehr oft half Erika, die so um die dreizehn war, beim Kinderbaden. Sie oder Anna knieten dann vor der

Wanne, hatten einen Waschlappen mit der *Palmolive* eingeschäumt, und rubbelten damit die Haut der Jungs, bis die ganz rot war. Dann kamen noch die Haare dran, aus einem kleinen Kissen mit Ei-Shampoo, in dem nur eine Portion enthalten war. Diese massierten sie in die Kopfhaut, bis einer der Jungs dann anfang zu schreien. Sie hatten dann nämlich Seife in die Augen bekommen, was fürchterlich brannte. Mit ein bisschen Wasser und einem weichen Tuch wurde das Problem dann beseitigt. Bernhard hatte derweil ein ganz anderes, nämlich, dass er nun sieben Jahre alt war (1958 nach dem Umzug), und nicht mehr vor seiner älteren Schwester nackt dastehen wollte, und sich dann noch von ihr waschen lassen sollte. Da schämte er sich plötzlich, und deswegen quakte er damals bei seiner Mutter rum. Es war ja nicht so, dass er seine Halbschwester nicht mochte, im Gegenteil, er liebte sie sehr, aber irgendwie überkam ihm immer öfter ein Schamgefühl, wenn er sich vor ihr ausziehen sollte, und wenn sie dann beim Waschen seinen kleinen Pippimann berührte, was immer ein merkwürdiges Gefühl bei ihm auslöste. Er dachte mit seinen jungen Jahren auch, wenn sie mich so sieht, möchte ich sie auch so sehen, genau wie Rosita. Die war ja da unten schier und glatt, mit diesem Schlitz. Aber Erika konnte er sich nicht vorstellen, denn bei ihr bildeten sich schon die ersten herausragenden Formen, wenn man das zarte Sprießen ihres Busens so nennen konnte. Es war das gleiche Gefühl wie das Nacktbaden in der Öffentlichkeit in der Zinkwanne auf dem Wäscheplatz. Das brauchten sie auch nicht mehr zu machen, deshalb hatte Mutter Heinrich ihnen allen die Badehosen gekauft.

So zögerte er dann das Ausziehen der Unterhose vor dem Bad hinaus, und linste immer öfter in die Richtung von Erika, die sich schon freute, ihn einseifen zu dürfen.

»Berni, mach hin, das Badewasser wird doch kalt«, schimpfte seine Mutter, »die anderen möchten doch auch noch dran kommen.«

»Mutti, ich möchte aber nicht, dass Erika mich wäscht!«, so, jetzt war es heraus. Bernhard zierte sich, hielt krampfhaft seine Hose fest, drehte sich weg. Anna bemerkte den gehetzten Blick, den Bernhard um sich warf, und plötzlich klingelte es bei ihr. Daran hatte sie nun die Jahre nicht gedacht. Die Jungs entwickelten sich ja, das natürliche Schamgefühl wuchs, und Erika war ja schon älter, das ging jetzt nicht mehr.

»Erika, lass man sein, es geht jetzt nicht mehr, dass du sie wäscht, die sind dafür nun zu alt. Geh du nach draußen zum Spielen, während ich mit den Jungs beschäftigt bin. Du darfst mir nachher bei Rosita helfen.«

Erika schaute zwar verständnislos, sie konnte nicht verstehen, warum sie es nicht mehr sollte, aber sie fügte sich der Anordnung ihrer Mutter, ging nach nebenan.

Berni zog sich also schnell die Bux aus, er mochte es eigentlich, so frei unten rum ohne Hose herum zu laufen, und krabbelte ins Wasser, wo seine Mutter ihn wusch. Nach ihm kamen all seine Geschwister dran. Das Wasser wurde von Kind zu Kind immer grauer, es schwammen dunkelgraue Schmutzwürmer darauf, die abgeschöpft wurden, bevor der Vater sich wusch. Es wurde heißes Wasser nachgeschüttet. Derweil waren dann die Kinder im Kinderzimmer und spielten. Blöd war es, wenn während des Badens eines der Kinder musste. War es ein großes Geschäft, wurde es aus der Wanne genommen, in ein Badelaken gewickelt, und dann musste es nach draußen, in den Schuppen, vorne oder hinten, und sein Bedürfnis dort verrichten. Einfacher war es, wenn nur Pipimachen gefragt war. Dafür hatten sie in der Küche unter dem Gestell den Notdurfteimer mit Deckel, dort wurde schnell mit nassen Füßen hingeklatscht, hineingepinkelt, und zurück ging es in die Wanne.

Heute unvorstellbar, aber als letzte ging dann die Mutter in das Wasser, welches nur noch lauwarm war. Einmal, als Anna gerade drin saß, war Berni an der Tür, die nicht eingehakt war, ging zu dem Eimer.

»Was ist denn?«, fragte sie, drückte einen Schwamm aus.

»Ich muss mal dringend pinkeln!«, antwortete Bernhard, und rieb sich schon die Oberschenkel aneinander, trampelte auf der Stelle, als würde er unter Strom eines Weidezauns stehen. Er stand da, noch nicht angezogen – er ließ sich damit immer etwas Zeit, weil er ja gern nackt war – die nackte Haut war teilweise noch schrumpelig vom Badewasser, leicht fettig von der Creme, die seine Mutter wieder auf seinen Körper verschmiert hatte. An anderen Stellen zeigte sich leichte Gänsehaut, sein kleiner Pillermann⁶³ war in der kalten Luft zusammen gekrینگelt. Erika war nach draußen zum Spielen gegangen, sonst hätte er sich dies nicht mehr gewagt. Er sah seine Mutter an, die gerade den Arm hob, und die dunkel behaarte Achselhöhle mit dem schäumenden Schwamm bearbeitete. Er sah ihre komplette Front mit den großen, schweren und hängenden Brüsten, überall mit Seife bedeckt.

»Na, dann geh, beeil dich, damit ich endlich fertig werde.«

Bernhard machte die letzten drei Schritte, schob den Vorhang am Gestell beiseite, griff nach unten, nahm den Deckel ab, zog den Eimer etwas vor, und griff sich seinen Schniedel, und ... schon strullte er plätschernd auf den mit etwas Wasser bedeckten Boden des Eimers. Er riss ein Blatt von der Toilettenpapierrolle, die im oberen Fach lag, putzte sich den Tropfen vom Piephahn, was er auch in späteren Jahren noch tat.

»Mutti, ich bringe ihn nachher raus«, sagte Bernhard, legte den Deckel wieder drauf, verschwand nach nebenan.

⁶³ Umgangssprache für Penis: Glied, Lümmel, kleiner Bruder, Nudel, Schwanz, Piedel, Pillermann, Banane, Schniedel, Schniedelwutz, Ding, Diddel, Prügel, Ständer, Latte, Rohr, Gurke, Pimmel, Riemen, Bolzen, Dödel, Schwengel, Rute, Flöte, Diller, Stange, Samenschleuder, Zauberstab, Schlauch, Liebesknochen, LötKolben, Nille, Johannes, Zipfel, Zebedäus, Knüppel, Pinsel, Rüssel, Pint



Foto⁶⁴ von Sommer 1961

Danach machte sich Anna noch die Haare, was sie so alle fünf bis sechs Wochen machte. Dafür benutzte sie den Haartrockner-Aufsatz mit Trockenhaube ihres Staubsaugers ›Kobold‹ 115 von der Firma Vorwerk. Auf die Basis des umgekehrten Koboldkopfes, dem alle Rohre und Saugbürsten entnommen wurden, kam an die Stelle der Saugbürste der Aufstellfuß, anstatt des Staubbeutels kam die Heißluftdusche, auf die dann die Trockenhaube geschoben wurde. So saß sie dann in der Küche eine Stunde oder so, und ließ ihre mit Lockenwicklern eingerollten Haare bepüsteren.

So ging es die Jahre jeden Samstag zu. An den anderen Tagen wuschen sich die Heinrichs natürlich auch, nur viel profaner. Ihr Küchentisch hatte einen auf Rollen gelagerten Unter-

⁶⁴ Von links: Rosita (Süße), Mutter Anna, Berni, Alfred und Dieter. Vorn in der Karre ist Carlo Wellmann. Werner war der Fotograf. Im Hintergrund die Baracke von Buve.

tisch, der war vorn zum Ausziehen, hatte zwei große emaillierte Blechschüsseln in der ausgesägten Unterplatte. Dort hinein wurde dann das Wasser gekippt, auf die kleine Mulde oben zwischen den Schüsseln die Seife gelegt. Mit dem Waschlappen, schön eingeseift, schaumig der Körper abgeschrubbt. Der Küchentisch war also ihr *Waschtisch*, der auch für den Geschirrabwasch herhalten musste. Das Schmutzwasser wurde nach draußen gebracht, hinten in der Ecke am Wäscheplatz dann auf den Misthaufen gegossen, wo auch der Inhalt des Notdurfteimers landete.

Genauso war es mit dem Washtag. Es wird auch fast überall in Deutschland so gewesen sein. Bei den Heinrichs war es der Montag, weil an diesem Tag Anna nicht kochen musste. Es hatte sich so eingebürgert, dass sie samstags immer für zwei Tage das Essen vorkochte, für Sonntag und Montag, was sie dann nur noch aufwärmen musste. Wenn man sich so bei den Nachbarn im Lager mal umhörte, wurde das überall so gemacht. Erfahrungswerte anderer übernahm man gern. Schon als sie noch in der Nissenhütte gegenüber wohnten, machte es Anna genauso. Es gab hinten am Ende des rechten Hauptganges, hinter der Baracke von Elfriede Röpert – dort wo Anna am Anfang ihres Lagerlebens mit Erika zur Untermiete gewohnt hatte – eine Hütte, die nur als Waschküche diente. Daneben standen mehrere Wäschepfähle auf dem Wiesenstück am Rande des Brachlandes, welches zum Reiherstiegsdeich führte, wo man dann seine saubere Wäsche zum Trocknen hin hängen konnte, weil ja keine der ungefähr 140 Hütten ein größeres Grundstück zur Verfügung hatte. Die Röpert war für die Vergabe der Waschzeiten zuständig, was aber kein Problem darstellte, denn irgendwie wuschen die meisten ihre Wäsche lieber in ihrer Hütte, und hängten sie auch dort, oder in ihrem kleinen Vorgarten auf. So hatte Anna Heinrich das Glück, am Montag waschen zu können. Als Mutter einer größer werdenden Familie hatte sie auch immer mehr Schmutzwäsche zu waschen. In

dieser Waschküche gab es an der Stirnwand zwei große, runde Waschkesselöfen, die nicht ganz 1 Meter hoch waren, einen Durchmesser von fünfundachtzig Zentimeter hatten, und einhundertfünfzig Liter Wasser fassten.

Diese waren von der Firma *VESTER* und aus hoch feuerfestem Lava-Bims-Beton hergestellt. Die untere Hälfte stellte den Befeuerungsteil da, eben wie ein richtiger Ofen, die obere Hälfte mit dem offenen Stahlkessel, in dem das Wasser für die Wäsche erhitzt wurde. Zum Befeuern konnte man Holz und Kohle benutzen, die man sich mitbrachte. Auf halber Höhe, da wo der Stahlbottich aufhörte, gab es noch einen Wasserhahn als Ablass, wo man nach getaner Arbeit das Schmutzwasser, die Lauge, aus dem Bottich abließ. Da die Waschküche total mit blankem Beton als Fußboden geschüttet war, der in der Raummitte einen Bodenabfluss hatte, ging dies einfach von der Hand. Oben auf die Bottiche kam dann ein Deckel aus Stahlblech. Über diesen beiden Kesselöfen kamen aus der Wand Wasserhähne, die ihren Strahl auf Bedarf in die Bottiche laufen ließen. Hier war es also wie in der Toilettenhütte, dass das fließende Wasser in der Hütte war, damit man die hunderte Liter nicht erst hinein schleppen musste. Durch die zwei Heizkessel konnten auch zwei Familien zur gleichen Zeit hier waschen. Links und rechts gab es noch mehrere Waschzuber, die man zum Spülen benutzen konnte, oder man weichte die Wäsche am Sonntag schon ein. Mitte der 50er-Jahre hatten es dann die beiden Knaben Bernhard und Werner übernommen, die eingeweichte Wäsche zu stampfen, indem sie barfuß – in den Sommermonaten auch komplett nackt – in die Wannen krabbelten, um dann kräftig darin auf der Wäsche herum zu stampfen. Später hat dann die Lagerverwaltung zur Erleichterung die *Bleuel*⁶⁵

⁶⁵ Schlägel, die tatsächlich wie Paddel aussahen, und leicht splitterten, wenn sie ausgeleuchtet trockneten und immer wieder in die Lauge getaucht wurden.

angeschafft, die hölzernen Handpaddel, mit denen man die Wäsche stampfen, schlagen, umrühren, herausnehmen konnte. Da das Anheizen der großen Kessel einiges an Zeit brauchte, war der Ausdruck ›*Waschtag*‹ nicht zufällig gewählt. Beim Kochen der Schmutzwäsche entwickelte sich immer ein starker Dampf, welcher die Waschküche regelrecht einnebelte. Deshalb ließ Anna meistens die Tür offen stehen, da es selbst im Winter durch die Hitze nicht kalt wurde.

Die durchaus sehr heiße Kochwäsche entnahm sie dann einzeln mit dem Bleuel und verbrachte sie in den bereit stehenden Waschzuber. Dort hatte sie dann schon das Waschbrett reingestellt, was aus einem Buchenholzrahmen von 60 mal 40 Zentimetern bestand, in dem ein geriffeltes Zinkblech gespannt war. Nun zog sie das Wäschestück nach oben über die Riffel, nahm eine Handvoll Schmierseife, und versuchte durch schrubben über die Riffel, mitunter noch mit einer Bürste, den Schmutz zu verschleichen. Dementsprechend sahen nach dem Waschen ihre Hände nicht gerade rosig aus. Oft waren auch ihre Fingerknöchel rot geschunden. Von den Muskelschmerzen ihrer Arme durch das Händeln mit dem Bleuel ganz zu schweigen. Von der Schrubbwanne ging es in die Spülwanne, wo sie die Wäsche hin und her schwenkte, bis die Lauge Reißaus genommen hatte. Wahre Knochenarbeit auch das finale Auswringen oder Mangeln, um die Wäsche nicht klitschnass aufhängen zu müssen. Aus diesem Grunde war am Rand des Zubers eine Wäschemangel aus Holz installiert. Zwischen einem oberen und unteren Brett waren zwei längliche mit Hartgummi beschichtete Rollen gelagert, wobei die eine mit einer Kurbel versehen war. Für den kleinen Bernhard sah es immer so aus, als wären zwei Nudelhölzer in ein Gestell befestigt. So, unter den beiden Rollen war noch beidseitig ein Anlagebrett geschraubt, dorthin legte Anna die gespülte Wäsche, griff an die Kurbel und brachte die Rollen in Schwung. Diese zogen dann das Wäschestück durch, wobei das gröbste Wasser heraus gedrückt wurde. Von

da in eine leere Wanne, von wo Anna sie heraus nahm, und dicke Kleidung, wie einen Wollpullover, noch extra per Hand auswang. Im Winter oder bei schlechtem Wetter hing sie Teile schon in der Waschküche auf, wo in der vorderen Hälfte Sisal-Leinen gespannt waren. Ab dem Umzug in die Baracke, hing sie die Wäsche auf ihrem Wäscheplatz auf, benutzte die Waschküche immer seltener. Spät am Abend war sie dann fertig, nur unterbrochen für die Essenzubereitung der Familie.

Ja, das Essen für die Familien war auch oft ein Abenteuer. In den ersten Jahren, noch in den 50er, gab es ja noch nicht viel oder alles, das kam erst nach und nach. Anna musste da schon einfallsreich sein, um sie alle zu ernähren. Immer wieder musste sie sich überlegen, was sie ihrer Familie als Nahrung zum Essen zubereiten sollte.

So machte sie in den Jahren über oft Kuheuter als Schnitzelersatz. Dies war ein billiger Schweinefleischersatz, den sie für 2 Mark für 2 große Euter beim Fleischer Kaiser bestellte. Diesen ließ sie schon beim Schlachter die Haut mit den Zitzen abziehen, dann wurden sie mindestens für zwei Stunden in Salzwasser gewässert, damit die letzte verbliebene Milch verschwand. Ein großer Topf mit Brühe aufgesetzt, und das Euter erst zum Kochen bringen, dann zwei bis drei Stunden köcheln lassen. Dann nahm sie es heraus, ließ es abtropfen. Das Fleisch sah leicht weißlich-gelb und grobporig aus. Dann bereitete sie es zu wie ein normales Schnitzel. Sie panierte es mit Mehl, verquirltem Ei und Paniermehl. Das Fleisch war zart und daher nahm sie nur ein wenig Salz und Pfeffer zum Würzen. Zum Braten nahm sie *Sanella* Margarine. Das war Deutschlands meistgekauft Margarine, besonders gut zum Kochen, Backen und Braten. Ein ½ Pfund als Würfel kostete 32 Pfennig. Den Rest des in Goldpapier eingewickelten Pflanzenfetts legte sie zurück in den Kühlschrank. Bernhard schaute seiner Mutter gern beim Kochen zu. Anna unterstützte das, schickte sie ihre Jungs doch ein

Jahr später zur *HEW*⁶⁶ in die Veringstraße neben dem Zeitungsladen *Mirow* zum *Kinderkochen*. Das sollte nicht heißen, dass hier Kinder gekocht wurden, nein, die Kinder lernten hier das Kochen. Von beiden Seiten wurde das Euter dann goldgelb gebraten. Dazu aßen sie Kartoffeln und Gemüse. Im Geschmack war es nicht viel anders, als richtiges Schweineschnitzel. Nur, Bernhards Lieblingessen war das nicht. Er fand das Fleisch immer ziemlich fest, dadurch wurde es im Biss gummiartig. Aber das war nur seine Empfindung.

Auf Bernhards Frage, woher sie dieses Rezept hatte:

»Das haben wir oft zu Hause im Sudetenland gegessen, meine Mutter hat das gekocht. Ist wohl irgendwann aus Österreich rübergekommen. So genau weiß ich das nicht. Aber essen kann man eben viel. Wie nach dem Krieg oft Katzen ohne Kopf und Fell auf dem Markt als Kaninchen verkauft wurden, die sehen dann genauso aus. Deshalb nennt man Katzen manchmal auch *Dachhasen*. Auf der Flucht hierher haben wir uns unterwegs Suppe aus Löwenzahn und Sauerampfer gekocht, vom Wegesrand gepflückt. War egal, wenn du nichts zu *fressen* hast, schiebst du dir alles zwischen die Zähne.« Für Anna war das eine ungewohnte Sprache, so redete sie eigentlich nie, als die Kinder noch kleiner waren.

»Einmal, da waren wir noch auf dem Gebiet von der Tschechoslowakei, zusammen mit einigen anderen Frauen, da haben wir abends im Dunkeln unter einer Unterführung pausiert. Der Hunger nagte in diesen Tagen und Nächten immer in einem. Da stolchte ein großer, verwilderter Schäferhund um uns herum. Die eine Mitreisende hob einen Stein auf, holte mit ihrem ausgemergelten Arm aus, schmiss ... und traf den Hund voll am Kopf. Der fiel jaulend um, streckte alle Viere von sich,

⁶⁶ Hamburger Elektrizitätswerke

rührte sich bis auf ein kleines Zucken nicht mehr. Ja, was soll ich sagen, dem wurde noch die Kehle durchgeschnitten, dann ruckzuck das Fell abgezogen, das Blut lief aus, und dann wurde der über dem Feuer gebrutzelt wie ein Spannferkel.«

»Und wie hat der geschmeckt?«, fragte Werner mit offenem Mund, war das doch endlich mal ein kleiner Brocken aus ihrer Vergangenheit, was sie durchblicken ließ.

»Na, der Hunger treibt es rein. War eben Fleisch, was auch kräftigt. Meistens haben wir mit leerem Magen den Tag beendet.«

Das Radio spielte in der Küche. *Heidi Brühl*⁶⁷ sang gerade ›*Wir wollen niemals auseinandergehen*‹. Dazu erzählte Bernhards Mutter Anna einen Witz: Was sagt eine Jungfrau zu ihren Schenkeln? ›*Wir wollen niemals auseinandergehen*!‹

Sonst war sie ganz verschwiegen, und vielleicht hatte Bernhard es von ihr geerbt, denn auch er war oft sehr schweigsam, wollte nicht so recht heraus mit seinen Wünschen. Und noch etwas hatte er von seiner Mutter vermacht bekommen, was aber erst in späteren Jahren bei ihm durchdrang. Auch Anna Heinrich dichtete Schlagertexte um. Er wusste auch nicht, ob sie das umdichtete, oder ob sie es nur nachsang, jedenfalls gab es da das Lied ›*Steig in das Traumboot der Liebe*‹ von *Caterina Valente*, welches sie mit dem etwas anderen Text sang:

›*Steig in das Schaumbad aus Fewa*⁶⁸
wasch Dir den Hals mit Persil.
Putz Dir die Zähne mit Ata.
Alles das kostet nicht viel ...‹

⁶⁷ * 30. Januar 1942, † 8. Juni 1991 – bekannt geworden mit den drei *Immenhof*-Filmen: 1955 *Die Mädels vom Immenhof*, 1956 *Hochzeit auf Immenhof* und 1957 *Ferien auf Immenhof*. Ab 1959 war sie auch Schlagersängerin. Als ihr größter Hit als 17-jährige galt ›*Wir wollen niemals auseinandergehen*‹ (1960).

⁶⁸ Fewa war **Feinwaschmittel**, Persil war Waschpulver, Ata war Scheuerpulver, neben Vim in den 50er-Jahren und Anfang der 60er das meistbenutzte Putzmittel zum Säubern. Beides in einer runden Pappstredose.

Manchmal kam es den Kindern so vor, als hätte ihre Mutter nur die schlechten Sachen aus ihrer alten Heimat oder dem Weg hierher mitgebracht. Außer dem Gericht aus Euterschnitzel, gab es da noch ein anderes, wo die Kinder nicht gerade *HURRA!* riefen. Und das war *Lungenhaschee*. Wohl kennengelernt, als sie schon in der SBZ war, bei den Mittels. Denn in der späteren DDR war das ein alltägliches Gericht. Nur hatte sie das Rezept, welches sie mitbrachte, so abgewandelt, dass sie noch Herz mit antat. Und nur deswegen hat Bernhard und die anderen das überhaupt gegessen.

Zutaten für 6 Portionen:

1000 g Lunge

1000 g Herz

2l Wasser

Salz, Pfeffer

3 El Margarine (Sanella)

6 El Mehl

1-2 Zwiebel, Essig

Zubereitung:

1. Die gewaschene (Luftröhre entfernt) Lunge und das Herz in große Stücke teilen
2. die Stücke zusammen mit Wasser und Salz gar kochen
3. in der Margarine das Mehl und die klein geschnittene Zwiebel ganz leicht anbräunen, so viel Brühe auffüllen, dass eine sämige helle Soße entsteht
4. Die Lunge und das Herz klein schneiden
5. Lunge und Herz mit der Soße verrühren, herzhaft mit einem kleinen Schuss Essig abschmecken.

Dazu aßen sie Salzkartoffeln. Wer mochte, konnte noch Rote Beete in Scheiben dazu essen. Oft gab es auch Steckrüben, die ihre Mutter auf besondere Art machte, nämlich mit Hammelfleisch, dazu dann Kartoffeln. Diese Steckrüben waren gerade in den Nachkriegszeiten ein wertvoller Energie- und Vitamin-

lieferant. Zur Hauptsache werden die im Winter geerntet und sind sehr kalorienarm. Zum Bauchspeck anfuttern also weniger geeignet.

Annas Rezept – man konnte es eigentlich nicht so nennen – für 6 Personen:

1 ½ kg Hammelfleisch (beim Schlachter bestellen)

2 sehr große Steckrüben (auf Holzigkeit achten)

1 große Zwiebel, Lorbeerblatt und Pfefferkörner

Etwas Gemüsebrühe, Salz und Pfeffer zum Würzen

Das Fleisch mit Zwiebel, Lorbeerblatt und Pfefferkörner mit viel Wasser in einem Topf zum Kochen bringen, 30 Minuten garen. In der Zwischenzeit die Steckrüben waschen, schälen, erst in Scheiben, dann in Würfel schneiden. Auch 30 Minuten garen. Fleisch herausnehmen und in Würfel schneiden. Mehlschwitze ansetzen und Steckrüben und Fleisch hinein, mit etwas Gemüsebrühe löschen. Würzen mit Salz und Pfeffer. Dazu dann Salzkartoffeln. Bernhard musste sich dann wieder alles zusammen.

Abwechslung schaffte Anna, wenn sie Fleisch auf den Tisch und Teller brachte. Davon gab es in den 1950er nicht viel, und teuer war es auch. Deshalb gab es die Freibank, wo man auf Bezugsschein das sogenannte Freibankfleisch⁶⁹ kaufen konnte. Das war natürlich viel billiger als das normale Fleisch in den anderen Läden. Und man bekam hervorragend gutes Fleisch. Es war so gefragt, dass sich die Käufer, meistens Frauen, schon nachts vor den amtlichen Verkaufsstellen anstellten.

Wenn es nicht um das Mittagessen ging, machten sich die Kinder eigentlich schon ganz früh ihr Brot zum Essen selbst. Da gab es so viele Möglichkeiten, über die man heute lächeln würde, oder unverstanden darüber die Stirn runzeln. Die Älte-

⁶⁹ In der veterinärmedizinischen Untersuchung für Fleisch als minderwertig, und damit *bedingt tauglich* eingestuft. Stammte aus Notschlachtung und Unfällen. In Hamburg war die Freibank in der *Rutschbahn*.

ren werden es noch wissen. Wer je eine trockene Scheibe frisches Landbrot – vielleicht noch mit einer Prise Salz – aß, weiß wie einfache Nahrungsmittel schmecken.

Jedenfalls in frühen Jahren war es sehr beliebt, sich Maggi auf das Margarinebrot zu tun. Also erst schmierten sie sich Sanella auf die Scheibe Graubrot, dann nahmen sie die kleine braune MAGGI-Flasche mit dem roten Tropfenverschluss, wo immer nur ein Tropfen raus kam, so ergiebig war die Suppen-Würze. Sie verteilten dann über die Brotscheibe genügend Maggi-Tropfen. Das schmeckte den Kindern sehr gut. Oder noch viel banaler und einfacher, war es ›B-Brot‹ zu machen, so nannten sie es. Die Ofenplatte wurde mit einem Handfeger sauber gefegt, dann eine oder zwei Schreiben Brot einfach auf die heiße Platte gelegt. Je nach Geschmack dann so lange drauf gelassen, bis es braun genug war. Bernhard mochte es immer ziemlich braun, schon fast schwarz. Dann wurde die Scheibe, eine Urform von Toast, vom Herd genommen und entweder so pur mit Salz bestreut, darauf geklopft, damit das Salz sich schön in die Poren verteilte. Oder es wurde wieder Margarine drauf geschmiert, und dann erst gesalzen.

Oder auf Margarinebrot wurde einfach Zucker gestreut, oder dunkler Zuckerrübensirup geschmiert, den es im gelben Pappbecher gab. Dazu tranken sie dann den Kinderkaffee ›Caro-Kaffee‹. Die Dose war irgendwie *rechteckig* mit abgerundeten Ecken, sie bestand aus einem starken Karton, innen mit Alu ausgekleidet, Deckel und Boden waren aus Metall. Sie war so elf Zentimeter hoch, und siebeneinhalb mal fast fünf Zentimeter groß. Dieser Kaffee kam so um 1954 auf den Markt, hergestellt aus Gerste, Malz, Zichorie und Roggen, er war das erste lösliche Instant-Ersatzkaffeegetränk in Deutschland. Zu Kaffee und Kuchen war zu der Zeit aber auch *Kaba der Plantagen-trank* sehr beliebt, ein Kakaopulvergetränk.

Die Erwachsenen tranken in den 50er/60er-Jahren *Muckefuck*. In der Zeit nach dem Krieg war Bohnenkaffee Mangelware. Dafür gab es Malzkaffee, ein kaffeeähnliches Getränk, das meist aus

einer Mischung verschiedener Getreidesorten wie Gerste, Malz, Roggen, Eicheln, Bucheckern, Feigen oder den Wurzeln der Zichorie hergestellt wurde. Dieser Ersatzkaffee enthielt kein Koffein. Bei den Heinrichs stand immer mindestens ein Päckchen Muckefuck der Firma *Linde*⁷⁰ im Küchenschrank. Blaue Punkte auf weißem Grund.

Sonntags wurde der Kaffeetisch immer besonders schön gedeckt – war wohl zu der Zeit (1950er, 1960er) überall so in Deutschland. Es standen dann die Porzellankanne auf der weißen Tischdecke, in die der Kaffee direkt reingefiltert wurde, und das gute Service. Da es noch keine Kaffeemaschinen mit Thermokannen gab, musste man sehen, dass der fertige Kaffee schnellstens getrunken wurde. Die letzte Krönung war ein Schaumstoffröllchen, das mit einem Gummiband und einem Haken an der Kanne befestigt war, und Tropfen nach dem Ausschütten aus der Kanne aufnehmen sollte. Hinter der Tülle hatte das Gummi dann noch ein Plastikteil, welches das Gummiband stramm hielt, und irgendwelche Formen hatte, wie einen Schmetterling, oder eine Blume. Gut war, dass dadurch die Tischdecke vor hässlichen Flecken geschützt wurde.

Auch Eierpfannkuchen, wurden gern von den Kindern gegessen, die sogar Bernhard hinkriegte, wenn seine Mutter nicht anwesend war. Obendrauf kam ein Schlag Apfelmus oder Marmelade, dann wurden sie eingerollt. Die schmeckten auch kalt noch sehr gut. Was leckereres gab es nicht für die Kinder. Die waren wirklich mit einfachen Dingen zufrieden zu stellen. Wie zum Beispiel eine Handvoll Sauerkraut. Beim Schlachter *Kaiser* gab es für 10 Pfennig auf einem kleinen Stück Butterbrot Papier frisches, loses Sauerkraut aus dem Fass. Was dann so von der Hand gegessen wurde. Das mochten die Kinder lie-

⁷⁰ »Kaba der Plantagentrank macht gesunde Kinder krank«. Reklame in den 50er: »LINDE'S ist im Geschmack rein und mild-würzig, ausgewogen und harmonisch. Er ist ohne Koffein und bietet unbeschwerten Genuss«.

ber, als einen Lolli. Manchmal machte ihre Mutter mal schnell eine Milchsuppe, entweder mit kleinen Hörnchennudeln, oder mit Froschaugen.⁷¹ Diese mochten die Kinder besonders.

Wir verlassen nun mal kurz die Vergangenheit, um zu sehen, wie es mit Ute und Bernhard im August 1973 weiterging.

Montagfrüh, 6. August 1973, waren Bernhard und sein Kumpel und Kamerad Volker wie abgesprochen zurück nach Tarp gefahren. Er fühlte sich doch ziemlich erleichtert, dass seine Seelenqual jetzt ein Ende haben sollte. Er wusste zwar noch nicht, wie es nun mit Ute weitergehen sollte. War sie wirklich so heiß auf eine Beziehung mit ihm, wie er mit ihr? Und wie sollte so eine Beziehung mit ihr aussehen, sie in Kirchdorf, er noch bis Ende September hier in Tarp? Hielt er das aus, so von ihr getrennt zu sein? Er hatte vor zwei Jahren in seiner Partnerschaft mit Gaby schon mal bei einer dreiwöchigen Urlaubstrennung so eine Enttäuschung erlebt. Das brauchte er nie wieder! Es quälten ihn also wieder teuflische Gedanken in Bezug auf seine Freundin. *Seine Freundin?* War sie tatsächlich schon seine Freundin? Sie hatten sich ausgesprochen, sie hatten sich zueinander bekannt, sie hatten ein wenig zur Begrüßung ihrer neuen Verbindung herum geknutscht. Aber dann, musste sie schon wieder nach Hause, er zurück in die Kaserne, die auch nicht gerade vor der Tür lag. Praktisch waren sie noch gar nicht zusammen gewesen. Er durfte sich nur wieder mit Utes Freundin Ina herumärgern. Bevor er das ›PENNY‹ verlassen hatte, hat er Ina für Ute noch seine Kasernen-Adresse und Telefon-Nummer hinterlassen, natürlich mit der Hoffnung, dass sie ihm mal schreiben oder anrufen würde. Aber trotzdem hatte er sich frohen Mutes auf den Weg gemacht.

⁷¹ Sago – granuliertes Stärkemehl in Form von kleinen Kügelchen. Sieht für Kinder gekocht wie Fisch- oder eben Froschaugen aus.

Volker fuhr durch das Haupttor, auf der linken Seite stand auf einem extra Rasenstück das ausrangierte Flugzeug-Modell eines Jägers *Fiat G91* auf einem Betonsockel. Links runter am Geschwaderstab vorbei, dann rechts das Gebäude von Stab-H, Bernhards Heimat hier in der Kaserne. Volker bremste scharf, ließ Bernhard aussteigen, der noch schnell sein *Buko* aus dem Kofferraum holte.

»Man sieht sich«, riefen beide sich noch zu, dann brauste Volker weiter zur Kfz-Staffel. Mit einem Blick auf die Uhr an seinem linken Handgelenk, stellte er fest, dass er noch eine Viertelstunde hatte, bis zum Wecken. Schnell durch die Eingangstür in den hellen Bau, dem UvD »*Guten Morgen!*« gewünscht, seine Ausgangskarte abgegeben, und schon war er rechts den Flur runter.

Hier im Stab-H waren die Stuben für die Mannschaften auf dem linken und rechten Flur verteilt. Oben gab es nur die Büros und Funktionsräume. Gleich die erste Stube rechts war seine, die er sich mit drei anderen Kameraden teilte.

»Moin!«, rief er laut, nachdem er die Tür weit aufgerissen hatte. Wolfgang Strengart und Gerd Pott, die beide in der Kfz-Stelle ihren Dienst verrichteten, waren schon wach, beziehungsweise der Gerd war schon aus Leck gekommen, denn er fuhr jeden Tag nach Hause.

»Moin!«, brummelten beide, der eine noch völlig verschlafen, der andere hatte wohl wieder Probleme mit seiner Frau Linda, die eigentlich Heidelinde hieß. Da ertönte auch schon der Triller des *liebeskranken Kanarienvogels*. Der UvD brüllte über den Flur, heute mal wieder mit einer versauten Zote.

»Die Fotze und das Tintenfass
sind beide an den Rändern nass.

Das kommt vom vielen Tunken!

AUFSTEHEN ... ihr Halunken ...!«

Überall unten im Gebäudeteil klappten jetzt Türen, hörte man Gestammel, und das leise Schaben der Hausschuhe über den

blankpolierten Boden auf dem Weg in den Waschraum. Bernhard schmiss seine Tasche auf die obere Kojen an der Stirnwand neben dem Fenster, worunter sein SABA-Tonbandgerät auf einem kleinen Tisch stand. In den durchsichtigen Deckel hatte er innen ein Bild geklebt, das von der Größe her genau passte und von außen zu sehen war. Es zeigte das Portrait einer schönen Blondine, die wohl aus einem Zugfenster schaute. Klappte er den Deckel hoch, war man erst mal geschockt. Aber, so war er eben zu der Zeit, er schockte gern. In einem Pornomagazin hatte er den doppelseitigen Mittelteil entdeckt, der in Großaufnahme eine Fotze zeigte, oben noch ein Büschel brauner Haare, an den Schamlippen selbst zwei Hände links und rechts, die diese auseinander spreizten, wobei der Zeigefinger der rechten Hand tief in ihr versunken war. Das gesamte rosa Innere gut sichtbar. Klasse Fotografie. Anders sah Bernhard das nicht. Für ihn war so etwas normal. Alle anderen versuchten immer, dort etwas hinein zu interpretieren. Für die war er dann versaut. Juckte Bernhard aber nicht. Dann war er eben versaut! Er hatte eben einen wirklich abstrusen Humor und Geschmack. Auch wenn er irgendwas *Anzügliches* sagte, meinten die anderen sofort:

»Du hast auch immer nur Hintergedanken.«

Hintergedanken? Wieso, Bernhard dachte es doch immer ganz offen. Er verbarg seine Gedanken doch nicht. Wenn die anderen alle so verklemmt waren, oder auch nur so taten, dafür konnte er nichts. Und er konnte sich auch nicht vorstellen, dass die nicht so dachten.

»Na, Alter«, sagte Wolfgang, den er schon aus Glückstadt kannte, der in seiner 7. Gruppe gewesen, sogar auf seiner Stube war, »alles okay bei dir?«

Wolfgang hatte ein kleines Figurproblem, ein rundes Gesicht, und helle rötlich blonde Haare. Gerd Pott, wie der Rum aus Flensburg, war ein ganz Schlanker, auch mit kurzen blonden Haaren, der sein linkes Bein immer etwas nachzog. Er wohnte,

wie gesagt in Leck, seine Frau Heidelinde arbeitete in Flensburg bei *Beate Uhse*. Der vierte Mann auf ihrer Stube, war noch ein Heimschläfer, der fast nie hier war. Michael Höffner war ein kleiner *Möchtegern*, der aber selbst nicht wusste, was er denn gern möchte. Er fuhr einen kleinen schwarzen Mini-Cooper, und spielte Gitarre. Der erschien immer in der letzten Minute. Diese Stube hier war das Entlassungszimmer. Alle vier Obergefreiten würden am 26. September 1973 entlassen werden. Sie hatten also noch 51 Tage, und den Rest von heute.

»Ja, alles in Ordnung, sogar mehr als in Ordnung.« Bernhard trällerte vor sich hin.

»Hast du im Lotto gewonnen?«, wollte Gerd wissen.

»Nein, viel besser, ich habe mich am Wochenende neu verliebt, die Zeit der Suche, meiner Jagd ist endlich vorbei«, fröhlich plauderte er das aus.

»Na, dann viel Glück.« Wolfgang war eher der ruhige Typ.

Bernhard schloss seinen Spind auf, entleerte die Tasche, verstaute seine Kleidung korrekt hinein. Dann die leere Tasche oben auf den Spind. Sein *Takelpäckchen* angezogen, schwarze Bundeswehrsocken und die Bordschuhe aus braunen Segeltuch mit den Lederkappen vorn und hinten. Sein blaues Schiffchen in die Hosentasche gestopft, und fertig war er. *Halt*, nicht ganz, auch sein Maßband, gehalten von einer Heftzwecke, musste noch auf den aktuellen Stand von 51 Tage abgeschnitten werden. Dann steckte er die Hundemarke, woran seine Tage hingen, wieder unter die Bluse seines Tagesdienstanzuges. Wolfgang war im Waschraum verschwunden, Gerd zog sich auch um, zog sich gerade die Bluse über den Kopf.

»Na, gab es wieder Streit?«, fragte Bernhard ihn mitfühlend.

Gerd rückte die Bluse zurecht, schaute ihn nur traurig an.

»Ja, was denkst du denn? Dabei kann ich dir noch nicht mal sagen, worum es diesmal ging.« Seine Frau musste ja ein zickiges Wesen sein, immer unzufrieden mit Gerd und wahrscheinlich mit sich selbst.

»Damit du mal auf andere Gedanken kommst«, sagte Bernhard zu ihm, »verrate ich dir was. Das wird der Mercklein wohl heute noch bekanntgeben: Die Horstgruppe feiert noch diese Woche ein Geschwaderfest.«

»Was? Kostenloses Saufen? Wo das denn?« Gerd war sprachlos.

»Na, veranstaltet wird es von uns, Stab-H. Zu saufen und was zum Futtern gibt es auch, kostenlos versteht sich. Und ausgeführt wird es bei den Garagen der Kfz-Staffel. Die Getränke müssten eigentlich heute schon geliefert werden«, gab Bernhard bereitwillig Auskunft.

»Ich habe die Bestellliste gesehen, da waren mehrere Fässer Bier, dutzende Kartons mit Wein, diverse Schnäpse wie Wodka, Rum, Korn, Cognac, Whisky ... und was es sonst noch so gibt.«

»Dann kann ich mir ja mal die Kanne geben!« War der Kommentar von Gerd, sollte heißen, dass er sich mal schön besaufen würde.

Er steckte sich auch sein blaues Schiffchen in die Hosentasche, schloss seinen Spind ab, schlug Bernhard auf die Schulter.

»Komm, lass uns frühstücken.«

Beide verließen ihre Stube, warteten nicht auf Wolfgang, der bestimmt gleich nachkommen würde.

Da Gerd ja Probleme mit seinem Bein hatte, das er immer nachzog, ging es nicht so schnell zur Kantine. Im Vorraum zog Bernhard sich noch zwei schlanke Bierflaschen aus dem Automat, steckte sie der Länge nach in beide tiefen Hosentaschen – und weg waren sie. Im Speisesaal dann nahm er sich nur was zu trinken, entweder frische Milch oder Fruchtsaft. Von wegen, das Frühstück war die wichtigste Mahlzeit am Tag. Bei den Heinrichs gab es in der Kindheit nie Frühstück, dafür war eben keine Zeit. Alle mussten zur Schule aufstehen, da wollte man nicht früher raus, nur um sich eine trockene Scheibe Brot run-

terzuwürgen. Bernhard hatte es sich eben angewöhnt, nichts zu essen.

»Obergefreiter Heinrich!« Von hinten aus seinem Büro rief ihn Oberleutnant zur See Mercklein nach dem Frühstück zu sich.

Bernhard stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum durch den Raum der beiden Personalunteroffiziere Obermaat Richter und Bootsmann Bibo ins Büro vom Kompaniechef.

»Herr Oberleutnant?« Fragend blieb er vor dessen Tisch stehen.

»Sie können sich einen Tag Sonderurlaub verdienen, Obergefreiter«, sagte dieser zu ihm. Wie immer sah es so aus, als ob er gerade einen Hundertmeterlauf hinter sich gebracht hätte. Sein kugelrunder Kopf mit den sehr wenigen schwarzen Haaren links und rechts als Kranz war dunkelrot angelaufen. Das war immer so, wenn der Oberleutnant irgendwie aufgeregt war.

Innerlich freute Bernhard sich, nach außen hin fragte er verschlagen, den Kopf etwas geneigt:

»Und was für eine Sauerei muss ich dafür veranstalten?«

»Na, Heinrich, reißen Sie sich mal zusammen!« Mercklein war Bernhards Gehabe nicht unbekannt, er wusste, dass der immer was im Schilde führte.

Der nahm sofort Haltung an.

»Habe ich was von *ACHTUNG* gesagt?«

Bernhard gab erst mal auf, interessierte es ihn doch, wofür er einen Tag Urlaub extra kriegen sollte.

»Okay, ich höre.«

»Wie sie sicherlich mitbekommen haben, veranstaltet die Horstgruppe diese Woche ein Geschwaderfest. Und schon heute werden die Getränke angeliefert. Die sollen in den Keller neben der Waffenkammer eingelagert werden. Ich weiß, dass es für einen Mann zu viel ist, deswegen nehmen Sie sich noch die beiden Obergefreiten Pott und Strengart zur Hilfe. Ich habe in der KFZ-Stelle schon angefragt.«

Da war das *Trio Infernale* ja wieder komplett.

Bis der LKW mit der Lieferung kam, ging Bernhard wieder an seine Arbeit zurück an den Schreibtisch.

»Na, wurde Ihnen vom Chef 'ne große Kelle Arbeit aufgebremmt?«, fragte schadenfreudig Spieß Kiesewetter von gegenüber.

»Für einen Tag Sonderurlaub mache ich noch ganz andere Sachen«, gab Bernhard bekannt. »Sie können nur froh sein, dass die Schreibtische so breit sind, sonst würde ich Ihnen für den Spruch jetzt gegen das Schienbein treten!«

Kiesewetter wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung seine Haarsträhne aus dem Gesicht, lachte und sprach:

»Nun werden Sie mal nicht übermütig, Heinrich.«

»Na, jeder, wie er es verdient.« Bernhard hatte doch immer das letzte Wort. War nur gut, dass er sich mit dem Spieß so gut verstand, sonst hätte er sich dies vielleicht doch nicht getraut.

Nach der Mittagspause war es dann soweit. Der LKW mit den Getränken war endlich da, und die drei Stabsdienstler konnten sich ihren Sonderurlaub verdienen. Sie hatten unten im Keller schon die Tür geöffnet, und diese bis zur Wand angeschlagen. Damit sie nicht wieder zufiel, stellten sie einen Karton mit Wein davor. Da sie den ganzen Nachmittag dafür Zeit hatten, ließen sie es ruhig und langsam angehen. Es wurde so Karton für Karton entladen, in den Keller geschleppt, den halbdunklen Flur entlang bis zum Lagerraum neben der Waffenkammer. Stetig füllte sich dieser: die harten Sachen links an die Wand, Bier und Wein rechts aufgestapelt. Dann gab es da noch die Plastikbehälter mit Hunderten von Bierkrügen und anderen Gläsern. Allmählich gerieten sie ins Schwitzen. Draußen stand die Sonne, wie fast jeden Tag in diesem Sommer, hoch am Himmel und schleuderte ihre heißen Strahlen auf hart arbeitende Menschen. Gerd Pott setzte sich stöhnend auf einen Weinkarton, und wischte sich den Schweiß von der Stirn, wozu er sein blaues Schiffchen nahm. Er litt bestimmt besonders unter der Hitze, hatte er doch das Handicap mit seinem Bein.

»Jetzt könnte ich ein Bier gebrauchen«, sagte er leidend.

»Na, wir sind doch an der Quelle«, Wolfgang wies mit einer hinweisenden Armbewegung auf den Inhalt des Raumes. Da standen eben nicht nur einige Fässer Bier zum Zapfen, sondern auch noch spezielle Sorten an Flaschenbier in Kästen. Aus einem zog sich Wolfgang jetzt eine Flasche, reichte sie an Gerd weiter. Nahm sich dann auch noch eine raus.

»Prost!« Bevor Bernhard einschreiten konnte, schnappten schon zwei Bügelverschlüsse auf, und man hörte ein leises Gluckern.

»Jungs, wir können doch nicht ...«, mahnte er, rieb sich die Kehle, sah, wie sich das Bier in die Schlünde der beiden Kameraden stürzte, »... ach was.« Zog sich ebenfalls eine Flasche und nuckelte am Flaschenhals, als sie endlich auf ploppte. Man kann sich ja denken, wie das ausging. Immer wieder wechselten sie ihre Tätigkeiten. Mal schleppten sie die Getränke in den Kellerraum, mal machten sie eine sogenannte Schluckpause. Sie probierten dann auch mal eine Flasche Schnaps oder Wein. Als die Arbeit getan war, kurz vor dem Abendessen, waren sie nicht mehr wirklich nüchtern.

Am nächsten Morgen wurde unser *Trio Infernal* zum Staffelführer Oberleutnant Mercklein gerufen. Es war ja nicht verborgen geblieben, was für ein Fiasko die drei Jungs angerichtet hatten.

So standen die Pappenheimer nun vor dem runden bayrischen Vorgesetzten, konnten nicht ahnen, was der von ihnen wollte. Bernhard hatte da ja eine Befürchtung.

»Na, da sind ja unsere Helden.« Mercklein blickte von einem zum anderen. Die drei sahen sich fragend an. »Sie haben da ganze Arbeit geleistet. Was haben Sie sich denn um Gottes willen dabei gedacht?«

»Durst! Herr Oberleutnant«, antwortete Obergefreiter Heinrich unüberlegt.

»Heinrich! Nehmen Sie sich zusammen.«

»Jawoll ...« *Sir*, hätte Bernhard jetzt beinahe gesagt. Wolfgang und Gerd nickten weise. Zusammen geschnappt, zusammen gehängt.

»Der Schaden, den Sie angerichtet haben, ist ja nicht besonders groß. Darum Schwamm drüber. Sie trinken auf dem Geschwaderfest dann eben a bisserl weniger. Aber eine Strafe muss ich Ihnen doch aufdrücken. Hiermit entziehe ich Ihnen den Tag Sonderurlaub. Keine Diskussion. Wegtreten.«

Ja, so war der Staffelfchef. Gerecht und nicht nachtragend.

Schon diese Woche am Donnerstag, 9. August 1973, sollte das große Fest nun stattfinden.

Ab Mittag gab es das große Gewusel. Bei den Garagen der Kfz-Staffel wurde alles aufgebaut. Lange hölzerne, klappbare Tische und Bänke quer zu den Toren, die Zapfanlagen, der Grill und die Ablagen für die anderen Speisen. Es wurden die Gläser aus dem Stab-H angeschleppt und abgestellt. Statt Abendessen hatte sich die Geschwaderkombüse diesmal als Catering-Lieferant betätigt.

Die Soldaten der Horstgruppe stellten sich also noch gesittet bei den Grills an, holten sich ihre Portion von dem Spanferkel ab. Dazu gab es entweder Kartoffelsalat oder auch Meterbrot, einfach oder mit Röstzwiebeln. Natürlich gab es auch verschiedene Grillwürstchen und Koteletts. Da saßen sie dann mit ihren Papptellern und dem Plastikbesteck auf den langen Bänken, stützten ihre Ellbogen auf den Tischen ab, und spachtelten alles in sich rein. Hin und wieder einen Schluck aus den großen Bierkrügen – so konnte man es sich gut gehen lassen. Dann standen sie auf, gingen auf der betonierte Garagenfläche hin und her, quatschten mit den Kameraden der anderen Staffeln der Horstgruppe, ließen sich immer wieder von der gelben kühlen Gerstenkaltschale nachgießen. Bernhard ging hinüber zum Tisch der Sani-Staffel, setzte sich nach seiner bejahten Frage, ob er sich setzen durfte, neben seine *Schwester Petra Heinrich*,

argwöhnisch beäugt von ihrem Mann, dem Bootsmann.

»Keine Angst, Herr Bootsmann«, klärte Bernhard ihn auf, »ich gehöre doch zur Familie – bin doch ihr *Bruder*.« Damit nickte er in Richtung Petra und zwinkerte ihr zu.

»Uff, uff, sprach Winnetou, legte seinen Bauch in Falten, und steckte ihn in die Tasche.« Er blödelte schon wieder. Petra lachte. Sah ja niedlich aus. Interessierte ihn aber nicht mehr so recht. Ihr Mann, der Spieß der Sani-Staffel, verzog sein Gesicht. Passte ihm wohl nicht, das seine junge, hübsche Frau mit einem einfachen Wehrpflichtigen so herum alberte. Also bekam der jetzt auch sein Fett ab:

»Siehst Du den Spieß im Moore winken, wink zurück und lass ihn sinken.« Bernhard konnte es nicht lassen.

Bootsmann Heinrich guckte sehr pikiert.

Die Devise des Horstgruppenleiters Kapitän Grünberg zu diesem Fest war ja gewesen: Alle sollten ihren Spaß haben!

Bernhard sah lieber zu, dass er Land gewann. War für einen Mariner ja auch passend.

Gegenüber an der Zapfanlage sah er seine Stubenkameraden Wolfgang Strengart und Gerd Pott stehen, hatten sich gerade die Krüge füllen lassen. Er nichts wie hin, reichte dem Zapfer sein Henkelglas rüber.

»Einmal volltanken bitte.« Langsam kam er in Fahrt.

»Na, denn Prost!« Gerd lachte ihn an, hob seinen vollen Krug, knallte ihn mit dem Boden kurz auf den oberen Rand. Es machte nur ›Kling‹, dann hatte Bernhard nur noch den Henkel in der Hand. Das Bier klatschte auf seine Hosenbeine und Bordschuhe. Ringsum lachten alle laut auf.

»Was war das denn?«, fragte Bernhard perplex.

»Die Gläser sind wohl mindere Qualität!«, gab Gerd sein Wissen preis. Er gab Bernhard sein volles Glas, orderte ein neues für sich.

»Das Anstoßen mit euch schenke ich mir jetzt aber. Prost!«, nachdem Gerd sein Bier vom Zapfer entgegen genommen hat-

te. Alle drei nahmen einen kräftigen Schluck.

»Zum Wohl, Alter«, ließ sich auch Wolfgang nicht lumpen, »den nächsten gebe ich aus.«

»Ha-ha.« Gerd und Bernhard lachten sich tot. Die halben Liter waren immer schnell leer. Wieder gefüllt, ging Bernhard mit seinem Krug in der Hand zu Korvettenkapitän Petersen, dem stellvertretenden Kommandeur der Horstgruppe, ein großer, breiter Blonder. Der unterhielt sich gerade mit zwei Obermaate. So, wie er sich gab, war er auch im Dienst, immer freundlich und nett. Bernhard mochte ihn mehr als den Horstgruppenleiter Fregattenkapitän Grünberg.

»Herr Kapitän«, raunte er, »mit Ihnen wollte ich doch auch anstoßen!« Der Kapitän drehte sich zu ihm um, streckte ihm den halbleeren Krug entgegen.

»Dann kommen Sie mal her, Obergefreiter Heinrich. Prost!«

Bernhard machte es ebenfalls wie Gerd vorhin, knallte mit der vorderen Kante des Bodens seines Bierkruges auf den oberen Rand des Glases vom Kapitän. »Prost!«

... und klirr! ... der Bierkrug seines Gegenüber zerbarst, Glasscherben und Bier spritzen auf Schuhwerk und Hose.

»Was ...?« Korvettenkapitän Petersen schaute irgendwie dumm aus der Wäsche.

»Oh, Entschuldigung!«, stammelte Bernhard, sichtlich geschockt, und wie es schien, wirklich untröstlich.

»*Die Gläser sind wohl mindere Qualität!*«, versuchte er zu erklären. »Ist mir vorhin auch schon passiert. Ich besorge Ihnen gleich ein neues Glas.«

Beim Bierzapfer standen seine beiden Stubenkameraden, tranken Bier und grienten in sich rein. Sein Kirchdorfer Kumpel Volker Karynek aus der Kfz-Staffel hatte sich dazu gesellt. Nur hatten das nun andere Soldaten, alle nicht mehr richtig nüchtern, mitbekommen. Und es kam, wie es kommen musste. Überall wurde *angestoßen*, und überall klirrte es, gingen Bierkrüge zu Bruch. So ging das Fest dann bis zum späten Abend,

alles wurde noch weggeputzt, bis kein Krümel mehr da war, kein Tropfen mehr aus den Zapfanlagen kam. Und einige Soldaten sogar von Kameraden weggetragen werden mussten. Bernhard ausnahmsweise nicht. Aber Wolfgang und er hatten doch Mühe, ihren Kumpel Gerd, der ziemlich zgedröhnt war, in ihre Unterkunft zu schaffen. Diesmal würde er wohl hier in der Kaserne nächtigen. Linda musste die Nacht allein in Leck verbringen. Hatte keinen, den sie nächsten Morgen würde anrängen können.

Nach diesem feuchtfröhlichen Abend und der unruhigen Nacht, weil Bernhard mal wieder nicht schlafen konnte, womit er immer Schwierigkeiten hatte, wenn er betrunken war, brach der Freitag an. Und somit das Wochenende und das vorhergehende *Großreinschiff*.

Sein Kampfvorort war seine Geschäftsstelle, die er zu säubern und aufzuklären hatte. Aber da oben war es eigentlich immer sauber und aufgeräumt. Er mochte es nämlich nicht, wenn überall unerledigte Unterlagen auf seinem Schreibtisch und auf den Regalen Schimmel ansetzten.

Es standen danach noch das offizielle Mittagessen auf dem Plan, dann konnte es ab in den Wochenendurlaub gehen. Sein Kumpel Volker hatte leider diese Nacht UvD auf dem Dienstplan stehen, konnte sich also erst morgen früh in Richtung Heimat auf dem Weg machen. Deswegen blieb Bernhard nichts anderes übrig, als mit der Bimmelbahn nach Hause zu fahren. Denn nichts auf der Welt konnte ihn nun von Hamburg fern halten.

Am Mittwochabend hatte ihn Ute in der Kaserne angerufen. Ina hatte also Wort gehalten, und seine Adresse und Rufnummer der Kaserne an sie weitergegeben. Es war schön, ihre Stimme zu hören, wenn er sie schon nicht sehen durfte. Leider gab Ute ihm gleich einen Dämpfer, sagte ihm, dass es mit Freitag nichts werden würde. Erst am Samstag könnten sie sich treffen, und ins ›PENNY‹ gehen.

Er war am Freitag also nur kurz im ›PENNY‹, wollte nicht in Versuchung kommen, oder gebracht werden. Am Samstagabend stand er dann mit großer Erwartung an der Hecke auf der Terrasse, neben dem Eingang ins Paradies, wie ihm schien. Er war extra noch nicht hinein gegangen, wollte ihr Erscheinen nicht verpassen. Ging aufgeregt hin und her, wippte mit den Füßen, stellte sich auf die Zehenspitzen, damit er besser über die Hecke schauen konnte. Und da war sie dann auch. Sie nahm die drei Stufen mit großen Schritten, sah ihn da stehen ... *nein*, nervös hin und her tigern, gerade den Blick auf den Eingang gerichtet, weil jemand die Tür von innen geöffnet hatte. Sie lief auf ihn zu, konnte es nicht erwarten, in seine starken Arme zu fallen. Bernhard merkte die Annäherung fast körperlich, hörte das Scharren ihrer Schuhe auf dem Terrazzo, woraus die Terrassenplatten waren, drehte sich um. Ein Strahlen zauberte sich auf sein Gesicht, seine Arme gingen hoch, fast automatisch, umfassten sie um die Taille. Sie kuschelte sich hinein. Ein kurzes »Bernhard ...«, dann knutschten sie auch schon los. Ach Mann, das war einfach unbeschreiblich schön. Der geliebte Mensch war da, hatte sich gesehnt nach einer Berührung, versank in einem Rausch, der die Wirklichkeit verschwinden ließ. Fest umarmt standen sie beide da im Weg, ließen alle Besucher an sich vorbei schlängeln. Bernhard stieg langsam aus der Traumwelt empor, merkte die Zunge von Ute zwischen seinen Zähnen. Er stupste sie mit seiner an. So kam auch seine Freundin wieder in der Realität an.

»Willkommen in der Wirklichkeit, Spatz«, kam völlig ungewohnt für ihn aus seinem leeren Mund. Wann in der letzten Zeit konnte er schon solche Konversation führen? Es überkam ihm ein inneres Zittern, wenn er daran dachte, dass dieses holde Wesen jetzt ihm gehörte, er sie lieben durfte, und er anscheinend von ihr auch geliebt wurde. Sofort hielt er sie fester in seinen Armen.

»Halt, nun zerdrück mich nicht«, Ute machte sich sanft von

ihm los. »Lass mich doch bitte mal Luftholen.«

»Hallo, ich bin wieder hier«, sagte er nur.

»Das merke ich«, sie beugte sich vor, und gab ihm einen dicken Schmatz auf die Lippen. »Habe ich dich vermisst!«

»Dann lass uns rein gehen, ich habe furchtbaren Durst.« Bernhard hakte sie unter, zog sie mit sich durch die Tür in die Disko. Drinnen sah es so aus, dass sie froh war, unter Menschen zu kommen. Es schien so – meinte Bernhard an ihrem Gesichtsausdruck zu sehen – als ob sie jedem zeigen wollte, dass sie wieder verliebt war, dass sie jemanden an ihrer Seite hatte, der sie liebte. Sie strahlte, hing an seinem Arm, ließ sich von ihm leiten. Bis hinten in die letzte Nische vor der Bar auf der linken Seite. Da, wo vor einer Woche noch der englische Bandtross sein Lager aufgeschlagen hatte. Sie war anscheinend eine kleine Schmusekatze. Sobald sie saßen, kuschelte sie sich in seine rechte Achsel. Er bestellte für sie einen Kirschwhisky, den sie besonders mochte, wie er seit letzter Woche wusste. Und was war ihm sonst noch von ihr bekannt? Nur die Erkenntnis, dass sie anscheinend mehr von ihm kannte, als ihm bewusst war. Na, sie hatten nun *Zeit, viel Zeit*, sich gegenseitig besser kennenzulernen. Sie schaute ihn glücklich an. Er senkte seinen Mund auf ihren, wollte sie knutschen bis die Lippen bluteten. Nein, natürlich nicht. Aber mindestens bis die ersten Lähmungssymptome auftraten. Feucht und warm nahm ihr Mund ihn gefangen. Er stellte sich gerade vor, es wäre was anderes, was sie damit gefangen hielt. So hatte er sich in den letzten Jahren die Zweisamkeit vorgestellt. Eine schöne Frau zu haben, zu kuscheln, auch mal etwas enger, aller Welt zu zeigen wie lieb man sie hatte, für alle öffentlich knutschen, gemeinsam tanzen bis die Sohlen durch waren. In seinen Gedanken übertrieb er immer furchtbar. Aber so fühlte er im Moment. Ihm war, als würde sein Herz überlaufen. Danach hatte er sich so lange gesehnt! Nur in der körperlichen Nähe konnte er das ausdrücken. Sprachliches Gesülze lag ihm nicht.

»Yesterday once more« von den *Carpenters*, ihr Lied, wurde jetzt von Mike auf die Tränendrüsen der Tanzenden gedrückt. Beide unterbrachen ihr Geknutsche, gingen auf die Tanzfläche, verknuteten sich, und machten da weiter. Es war gerade Engtanz angesagt, mit vier Schmuseliedern hintereinander. Mike meinte es gut mit allen Verliebten. Kaum ein Paar verließ jetzt das Parkett. Alle hatten sich wie Ute und Bernhard fest umarmt, schmusten oder knutschten. Es war einfach schön, die Welt mal für eine Viertelstunde auszublenden, sich nur seinen Gefühlen hinzugeben. Gegen zehn Uhr musste Ute wieder nach Hause. Das verstand Bernhard überhaupt nicht. Er würde am liebsten nur noch mit ihr zusammen sein. Sie gingen also, diesmal durfte er natürlich bis zur hinteren Gartentür in der Hecke. Dort blieben sie eine Weile stehen, weil der Abschied doch so schwer fiel, und auch in der Herzgegend ziemlich wehtat. Immer wieder küssten sie sich, klammerte sich Ute an ihm fest. Sie ließen dann endlich voneinander ab, verabredeten sich für den morgigen Nachmittag zum Spaziergang. Bis dahin blieb ihnen nur ein langer, feuchter Abschiedskuss. Dann drehte sie sich um, ging nach drinnen, wo schon jemand durch die Gardine schaute.

Der Sonntag in der Sonne war einfach schön. Bernhard stellte immer wieder fest, dass ihm solche romantischen Aktionen lagen, obwohl er nach außen was anderes sagte. Sie gingen durch halb Kirchdorf, und zwar die westliche Seite mit Brackstraße, Zur Guten Hoffnung, Hanseatenweg, Ernteweg, bis sie dann bei Bernhard in der Siedlung ankamen, über Hinter der Dorfkirche den Weg neben der Prassekstraße in seine Richtung marschierten.

»Hier habe ich immer Training«, sagte Ute, zeigend auf die Turnhalle der Schule Prassekstraße.

»Was denn für ein Training?«, fragte Bernhard erstaunt, und stellte damit wieder fest, wie wenig er doch von ihr wusste.

»Ich bin Handballerin«, erklärte sie, »ich spiele für TV

Jahn.« War ja logisch, wenn ihr Vater da Platzwart war.

»Okay. Kommst du mit zu mir?«, tastete sich Bernhard vor. Sie hatten sich kennen- und lieben gelernt, präsentierten ihr Glück in der *Abgeschiedenheit* der Diskothek. Bernhard liebte es zu zeigen, wie verliebt er war. Aber er wollte auch mal allein mit ihr sein. Ist doch klar, wenn er verliebt war, suchte er auch körperliche Nähe. Er war diesen Sonntag allein in seinem Zimmer, was er sich momentan mit seinem Bruder Dieter teilte. Der war aber wieder mal aushäusig. Sie gingen meistens Händchen haltend mit verschränkten Fingern. Als Antwort auf seine Frage drückte sie nur leicht zu, was so viel hieß wie ja. Er schaute sie von der Seite an. Er konnte immer noch nicht begreifen, dass sie zu ihm gehörte. Vor etwas über einer Woche hatte er sie noch nicht einmal gekannt. Nun ging er hier in trauter Verbundenheit und *Liebe?* mit ihr auf sein Zimmer zu. Am Schwentnerring 12d angekommen, stiegen sie das kühle Treppenhaus hinauf in den ersten Stock. Bernhard schloss die rechte Wohnungstür auf, ließ Ute zuerst eintreten. Man weiß ja, was sich gehört, dachte er. Im Wohnzimmer saßen seine Eltern. Seine Mutter puzzelte, sein Vater las wie immer sonntags seine *BILD am Sonntag*. Sie blickten beide auf, als er hinter sich die Tür schloss.

»Hallo, darf ich euch Ute vorstellen?«, sagte er mit etwas Stolz in der Brust, was sein Herz schneller und lauter pochen ließ, wie er meinte.

Ute war wohl auch eine wohlerzogene Tochter aus zwar einfachen, aber guten Haus. Sie ging gleich zu beiden hin, und gab ihnen die Hand.

»Ja, hallo«, wurde sie von ihnen begrüßt. Wobei ihm auffiel, dass sein Vater sehr wohlwollend guckte. Bernhard war bekannt, dass er jüngeren Frauen nicht abgeneigt war. Er hatte mal neue Batterien im Nachtschrank seines Vaters gesucht, und dabei ganz unten in der Schublade ein Schwarz-Weiß-Foto gefunden, mit dem er nichts anzufangen wusste. Es hatte Postkartengröße, und zeigte ein ziemlich junges Mädchen – vielleicht 16 bis 18 Jahre

alt, so genau konnte er da noch nicht schätzen – blond mit langen Zöpfen, zeigte es nur den Oberkörper, der jedoch nackt war, und die beiden mittelgroßen Brüste dem Betrachter entgegenhielt. Auch sonst war sie ansprechend hübsch. Er hat sich die Jahre über immer gefragt, wer das wohl gewesen war. So paradox wie es klang, bei den sechs Kindern, die sie schon entbunden hatte, aber Anna Heinrich stand überhaupt nicht auf das Geschlechtliche. Aber als gute Ehefrau nahm sie es eben hin, wenn er sie bestieg, um einen Samenstau bei ihm zu verhindern. Das war wohl auch der Grund, warum Johann seine Bedürfnisse anderswo regulierte, und öfter mal fremdging. Anna wusste natürlich davon, nichts genaues, aber Frauen spürten so was. Sie sagte oft zu Bernhard, sie liebte ihren Ehemann, aber manchmal könnte sie ihn rauswerfen. Dies hätte sie auch schon öfter gemacht, und wenn sie ihm vorne die Tür wies, kam er hinten wieder rein. Die Kinder wussten natürlich nichts davon.

»Seid ihr denn zusammen?«, wollte seine Mutter neugierig wissen. Ute nahm nur seine Hand und drückte sie, was aber so viel Liebe ausdrückte, das jeder es sah, und ihm fast das Herz überlaufen ließ.

»Wir sind dann mal in meinem Zimmer.« Bernhard zog sie mit sich, auf den Flur hinaus, gleich die nächste Tür links in das Balkonzimmer, was er bewohnte. Nach dem Eintreten drehte er den Schlüssel im Schloss. Nicht, dass er Angst gehabt hätte, das er von seinen Eltern gestört würde. Nein, so waren die nicht, sie hatten zu ihren Kindern, und insbesondere zu Bernhard, Vertrauen. Auch, wenn er manchmal den ganzen Frust über seine Geschwister ab bekam. Ute sah sich kurz um. Viel zu sehen gab es ja nicht. Das Etagenbett links an der Wand, dahinter in Richtung Fenster das alte dunkelbraune Stubenbüfett, dann quer unter dem Fenster die Klappcouch, rechts der alte Fernseher auf der ausrangierten Musiktruhe, gefolgt vom Kleiderschrank. Das war es auch schon.

»Klein, aber mein«, machte Bernhard einen Schwenk mit dem

Arm. Er schob Ute auf die Couch.

»Aber wenigstens hast du das allein«, sagte sie, »ich muss mein mit meinem kleinen Bruder teilen.«

»Nein, so ganz richtig ist das nicht. Da steht ja ein Etagenbett. Das steht bestimmt nicht da, weil ich manchmal oben, und manchmal unten schlafe. Hin und wieder ist mein Bruder Dieter noch hier. Der schläft dann unten, und ich oben. Bei der Marine in der Kaserne schlafe ich auch oben. Ich mag es einfach nicht, dass mir der Staub und die Innereien der Matratze ins Gesicht rieseln.«

»Trotzdem hast du es hier besser. Ergibt ja ungeahnte Möglichkeiten. Komm her!« Damit streckte sie die Arme aus, griff sich ihn. Obwohl sie schon auf dem Weg hierher manchmal geknutscht hatten, um dann wieder gesittet weiter zu gehen, war nicht nur sie, sondern auch er ziemlich ausgehungert. Unbedingt wollten beide mindestens die Lippen ihres Partners schmecken. So ergab er sich ihrer Umarmung und ihres Mundes. Dann mussten beide atmen.

»Darf ich mal eben Musik anmachen?«, fragte er sie, stand auf, ging zu seinem Tonbandgerät N4450⁷² von Philips.

Ja, er hatte zwar in Tarp auch ein Tonbandgerät, aber dieses war nur ein einfaches Gerät für den Hausgebrauch. Hier in seinem Zimmer wollte er was Professionelles haben. Das N4450 war ein sogenanntes Viertelspurgerät, mit dem man jede Seite des Bandes eigentlich zweimal bespielen konnte. Drehte man dann das Band um, waren die anderen beiden Spuren dran. Man konnte es natürlich auch als Halbspurgerät benutzen, indem man die jeweils beiden Spuren zusammen schaltete. Umzudrehen brauchte man das Band auch nicht, denn das Gerät spielte auch im Autoreverse-Betrieb. Es schaltete also automatisch die Spielrichtung um. Gut fand Bernhard auch die großen 26,5 Zentimeter durchmessenden

⁷² Die erste Philips Bandmaschine für große Spulen. Mit einem vollwertigem 20 W Verstärker, 6 Köpfe = 3 je Richtung, 3 Motoren, 3 Geschwindigkeiten, Links- Rechtsbetrieb mit Autoreverse u. Echohall.

Spulen, die doch erheblich mehr an Spiel- /Laufzeit boten.

»*Rising sun*« von der englischen Gruppe *Medicine Head* klang jetzt aus den Lautsprechern, die am Verstärker des Tonbandgerätes angeschlossen waren. Das wollte Bernhard auch noch mal ändern, wenn er erst mal entlassen war. Dann wollte er sich einen richtigen Verstärker kaufen. Für Technik war er zu haben, genau wie für Musik und Bücher.

Medicine Head ließen jetzt ihren zweiten minimalistischen Hit »*One And One Is One*« ertönen.

Der monotone Rhythmus dieses Liedes hielt unsere beiden Turteltaubchen aber nicht davon ab, heftig zu knutschen. Beide saßen zurückgelehnt, aber umarmt, auf der Couch. Bernhard spürte die Hände von Ute unter seinen Achseln. Genau da hatte er seine auch, nur hielten die nicht still, sondern streichelten ihre Seiten, begaben sich auf Entdeckung für unerforschte Gebiete. Schließlich kannten seine Hände nur die Stellen ihres Körpers, wo er sie beim Tanzen oder Umarmung beim Küssen berührte. Sie wanderten also jetzt über ihren Oberkörper, wo sie versuchsweise nun die Erhebung ihrer Brüste erkundeten. Weiche Kugeln unter seinen Handflächen, geschützt von gelber Blousonjacke, Bluse, und Büstenhalter.

»Warte«, sagte sie, hielt seine Hand fest, sah ihn mit wissenden Augen an, »lass uns nicht so schnell zur Sache kommen.« Sie stand jetzt auf. Bernhard dachte, dass sie vielleicht jetzt gehen würde. Er verstand ihr Verhalten nicht wirklich, hatte er doch im letzten Jahr mehrere Erlebnisse mit jungen, praktisch fremden Frauen gehabt, die viel freizügiger waren. Ute war aber seine feste Partnerin, und irgendwie kam es ihm vor, als würde sie sich anstellen. Sie war doch schon mal verlobt gewesen, und doch durfte sie nicht immer am Wochenende weg. Und wenn doch, dann nur immer bis 22 Uhr. Kam ihm doch komisch vor, dass er sie hatte, aber doch immer warten musste. Aber seine Liebe zu ihr war so tief, dass er einfach nicht aufbegehren wollte. Er hatte da so seine Erfahrung. Falsch gedacht. Sie zog sich ihre Jacke aus.

»Ist doch zu warm«, behauptete sie, »aber als kleiner Anreiz für dein Warten ...«

Damit zog sie sich auch die Bluse aus. Der weiße Jungmädchen-BH störte aber trotzdem Bernhards Schönheitsempfinden. »Darf ich dir dabei helfen?«, fragte er. Soweit wollte sie wahrscheinlich jetzt gar nicht gehen. Sie sah ihn an, und Bernhard hätte gern gewusst, was sie wohl gerade dachte. Irgendwie rang sie mit sich oder ihrem inneren Schweinehund. Dann drehte sie ihm den Rücken zu, zeigte ihm damit, wo der Verschluss saß. Nicht lange gefackelt, hakte er ihn auf. Ute griff unter beide Träger, legte den Büstenhalter ab. Mittelgroße runde, volle Brüste, wie Bernhard schon vor dem ersten Tanz mit ihr festgestellt hatte, als sie an ihm vorbei auf die Tanzfläche ging. Sie hatte Markstück große Brustwarzen mit Vorhöfen, kreisrund und mittelbraun, deren Nippel schon leicht erregt abstanden.

»Schön!«, mehr sagte Bernhard nicht, nahm sie gleich beide in die Hand, kreierte um die Spitzen, kniff ganz vorsichtig die Nippel zwischen Daumen und Zeigefinger. Ute holte kurz zischend Luft. Sah an sich hinunter, sah die Nippel wachsen und hart werden. War für Bernhard ein komisches Bild: Ute unten mit Minirock, und ab Bauchnabel dann nackte Haut, die leicht errötet war. Er umarmte sie jetzt, wodurch beide aus dem Gleichgewicht kamen und rückwärts auf die Couch fielen. Günstig war, dass Ute auf dem Rücken zum Liegen kam, und Bernhard obendrauf. Er rutschte noch ein Stück nach unten, kam so mit seinen Lippen besser an die Brustwarzen, die er auch gleich abwechselnd einsaugte. Dann wechselte er zu ihrem Mund, und beide küssten sich, als wären sie vor dem Ertrinken. Wie kam es, dass sie genauso ausgehungert war wie er? Gut, sie hatten sich mit Ausnahme von gestern Abend seit einer Woche nicht gesehen. Da meldete sich bei ihnen schon ein gewisses Bedürfnis. Bei Bernhard vielleicht mehr, als bei ihr. Denn er war durch seine Einsamkeit und auch durch seine Jagd einfach ausgehungert. Dass er jetzt noch warten sollte, verstand er nicht. Er wollte aber auch nicht daran rühren, und irgendwelche Diskussionen auslösen. Der richtige Zeitpunkt wird schon noch kommen. Er hatte die letzten zwei Jahre nur

drei bis viermal sexuellen Kontakt gehabt. Da wusste er, was Warten bedeutete. Dabei galoppierte die sexuelle Entwicklung in Deutschland geradezu. Er sah das ja überall. Es schien, als wenn man heutzutage nicht schnell genug miteinander ins Bett gehen konnte. Jeder wollte anscheinend schon vor dem ersten Kennenlernen mindestens einmal mit seinem Gegenüber gefickt haben. Warum er selbst nicht so war, konnte er leider nicht beantworten. Bernhard dachte immer, wenn er sich damit zurück hielt, würden die jungen Frauen ihm das danken. Wirklich blöder Gedanke. Wie er im Falle von Marika, Gaby und Gunda gesehen hatte, war das vielleicht mit ein Grund, warum die mit ihm Schluss gemacht hatten. Konnte bei Gaby und Gunda aber auch nicht stimmen. Hatte er während seiner Beziehung zu ihnen mal vorsichtig versucht, mit der Hand ihren Busen zu berühren, hatte er sofort die Abwehrhaltung wahrgenommen. Und bei seiner ersten Freundin Marika hatte er sexuelle Handlungen komplett unterlassen. Noch nicht einmal Fummeln erlaubte er sich. Vielleicht waren seine Verflössenen auch die falschen Frauen gewesen. Denn es gab auch welche, die konnten nicht schnell genug die Beine breit machen, und den Mann in ihr Heiligtum⁷³ eindringen zu lassen. War vielleicht auch wieder der Makel seiner Schüchternheit daran schuld.

Nach der hungrigen Kussattacke saßen sie nebeneinander auf der Couch. Sie immer noch mit nacktem Busen. Na, immerhin war sie nicht verklemmt, benahm sich völlig natürlich. In späteren Jahren würde er sich immer an diesen Augenblick erinnern, an den ersten sexuellen Kontakt mit ihr. *Oben ohne* auf der Couch. Prickelnd.

Er war zu diesem Zeitpunkt wirklich gespannt, wann sie den ersten richtigen Sex haben würden. Ihm fiel gerade ein kleines Gedicht ein, das er mal für eine andere Frau erdacht hatte:

⁷³ Wann ist eine Frau am heiligsten? Wenn sie auf dem Kreuz liegt, und darauf wartet, genagelt zu werden!

*Weißt du, ich liebe dich,
du mich nicht.
Aber irgendwann werde ich dich kriegen,
wir werden nachts nackt auf einer Wiese liegen.
Da unterm Sternenhimmel
schenke ich dir meinen harten Pimmel.
Ich stecke ihn dir tief hinein,
und dann bist du mein!*

Die ersten zwei Zeilen waren ja nicht auf sie gemünzt, aber der Rest stimmte schon. Meinte er in seiner Enttäuschung. Oder war es nur der Frust der letzten Monate, die er gelebt hatte wie ein Mönch im Kloster?

Nachdem sie den Nachmittag noch kuschelig auf der Couch verbracht hatten, und am Abend für anderthalb Stunden im *PENNY* waren, verabschiedeten sie sich, Ute mit Tränen in den Augen, voneinander. Bernhard fuhr am frühen Morgen mit Volker zurück nach Tarp. Die Woche über war er völlig hippeg, konnte es kaum erwarten wieder bei ihr zu sein. In seiner Funktion als Wachplanaufsteller der Horstgruppe hatte er einen kleinen Engpass. Es fehlte ihm ein Mann im Stab-H für den UvD-Nachtdienst heute Nacht, 13. August 1973. So teilte er sich also selbst ein, obwohl er es nicht musste. Er saß vorn in der UvD-Stube neben dem Eingang und las. Aber dann schweiften seine Gedanken immer wieder ab in Richtung Ute. Sie hatte sich tatsächlich als sehr liebevolle Frau erwiesen, die ihn aufrichtig liebte. Er holte sein Schreibzeug aus der Stube, saß unterm Fenster am Schreibtisch, und schrieb ihr einen Brief, der immer länger wurde. Als er endlich fertig war, konnte er es selbst nicht glauben: 12 volle Seiten im DIN-A4-Format. Am Dienstag, nächster Tag, bekam er von Ute einen Brief, den sie wohl noch am Sonntagabend geschrieben hatte:

Hamburg, den 12.8.1973

Hey mein lieber Schatz!

Ich hoffe, dass Du heil angekommen bist. Denn ich möchte Dich gern heil und gesund wieder sehen. Aber glaub mir, man muss es alles nicht so verbissen sehen. Na ja, schreiben kann ich ja ruhig so einen Blödsinn, nur glauben darfst Du ihn nicht. Denn wenn ich Dir das Gegenteil schreibe, mache ich es uns zwei beiden auch nicht leichter.

Ich schreibe Dir diesen Brief von meinem Bett aus, denn ich kann nicht schlafen. Wenn meine Schrift wackelig sein sollte mußt Du Dir nichts dabei denken. Ich will ja garnicht weinen, aber mir laufen trotzdem die Tränen. Und das eine sollst Du auch wissen, denn ich hab' Dich unwahrscheinlich lieb. Ich weiß gar nicht, wie ich die Tage überstehen soll. Aber ich muß es irgendwie schaffen, denn ich möchte Dich ja so gerne wieder sehen. Bitte entschuldige das ich jetzt doch so traurig schreibe, aber ich bin einfach nicht in der Stimmung Blödsinn zu machen. Jedesmal wenn ich auf Dein Paßbild schaue rollen mir die Tränen und mir wird ganz flau in der Magengegend. So mein kleiner Liebling, denk ein bißchen an mich, sei schön artig und brav, und nicht besaufen (hast Du gehört: »Nicht besaufen«).

So nun muß ich aber den Brief beenden es ist schon 24:00 Uhr, und ich muß nächsten Morgen früh aufstehen.

*Viele liebe Grüße und Küsse
sendet Dir von ganzem Herzen
Ute.*

Sie musste ja große Sehnsucht haben, dass sie bis in die Nacht noch einen Brief an ihn geschrieben hatte. Ist ja gut gewesen, dass er ihr eins seiner Marine-Passfotos gegeben hatte, damit sie etwas von ihm besaß, wenn sie traurig war und Sehnsucht verspürte. Er schrieb ihr also gleich auch einen Brief, in

dem er ausdrückte, wie sehr sie ihm fehlte, und wie sehr er sie liebte. Allein, wenn er ihr dies schrieb, verspürte er einen tiefen Schmerz in der Brust. Bernhard musste aufpassen, dass er seinen Dienst nicht vernachlässigte, weil er doch mit seinen Gedanken bei ihr war. Sie war anscheinend eine fleißige Biene, was Briefe anbelangt, denn schon nächsten Tag kam der nächste Brief:

Hamburg, den 13.8.1973

Hey, mein Schatz!

Nun habe ich schon fast einen Tag ohne Dich überlebt, es geht zwar aber trotzdem denke ich von morgens bis abends an Dich. Eben habe ich mein Tonband angestellt, aber nicht einmal die Musik kann mich davon ablenken an Dich zu denken. Nach der Arbeit bin ich gleich losgelaufen und habe mir Paßbilder machen lassen. Ich habe Dir gleich eines davon mit in den Brief gelegt, sonst vergißt Du nachher noch wie ich aussehe. Wenn Du mir schreiben solltest bitte ich Dich mir noch ein Bild mitzuschicken, denn auf dem anderen schaust Du so traurig. Außerdem fange ich sonst wieder an zu weinen wenn ich längere Zeit auf Dein Photo schaue. Das Tonband ist scheiße (entschuldige das harte Wort Tonband), denn da ist auch nur traurige Musik. Eben kam meine Mutter in mein Zimmer, sie meinte auch ich sollte man nicht traurig sein, denn Du würdest ganz bestimmt wiederkommen. Na ja, nun ist aber Schluß mit dem Trübsalblasen, es gibt ja auch schöne Dinge zum schreiben, zum Beispiel das wunderschöne Wetter, daß wir heute haben. Heute Abend werde ich mir wieder einmal den schönen Sternenhimmel betrachten. Ich glaube ich habe meinen Beruf verfehlt, ich hätte man Schriftstellerin werden sollen. (Sehr scherzig oder?)

So mein Schatz nun werde ich den Brief beenden, denn ich muß den Obergefreiten Heinrich noch anrufen, der wartet bestimmt

schon darauf wie ich ihn zu kennen glaube.

*Viele liebe Grüße und Küsse
von Deinem kleinen Spatz*

Der Brief enthielt ein Foto von ihr mit Spruch auf der Rückseite: *In Liebe Dein Spatz Ute.*

In der Mittagspause des 14. August kam sein Kamerad Volker Karynek zu ihm, fragte, ob er nicht Lust hätte, morgen Abend mit nach Kirchdorf zu fahren. Er musste dringend was erledigen. Bernhard sagte erfreut zu, so konnte er Ute doch mal überraschen. Schnell telefonierte er am Abend mit Ute, kündigte sein Kommen an. Bevor sie losfuhren, bekam Bernhard schon wieder einen Brief.

Hamburg, den 14.8.1973

Hey mein Schatz

Erst einmal möchte ich mich noch recht herzlich bei Dir bedanken für Deinen Brief. Einen solchen wunderschönen Brief habe ich noch nie in meinem Leben bekommen. Ich lese ihn immer und immer noch einmal. Es kommt mir so vor, als ob Du selbst vor mir stehst und es mir ins Ohr flüsterst. Das ich Dich kennengelernt habe ist so wunderschön für mich, daß ich gar nicht ausdrücken kann, wie sehr ich Dich liebe. Ja, ich liebe Dich von ganzem Herzen. Immer, wenn ich Dich sehe, habe ich das Gefühl mein kleines Herz macht einen Luftsprung vor Freude.

So ist's recht! (wieder 50 Pfennig mehr).

Wenn ich mir Deine Bilder ansehe, wünsche ich mir jedesmal, daß Du bei mir wärst und ich Dir sagen könnte wie gern ich Dich habe. Aber laß man, dieser Trauerzustand mit uns wird sich ja hoffentlich auch einmal ändern.

Weißt Du auch das ich jede Nacht von Dir träume? Ja, ich

denke Tag und Nacht an Dich. Und jeden Morgen, wenn ich aufwache ist mein erster Gedanke:

»Na, was macht mein süßer, lieber Bernhard jetzt wohl?«

Mittlerweile wirst Du die anderen beiden Briefe ja wohl erhalten haben. Im letzten Brief habe ich Dir doch auch noch ein Bild mitgeschickt. Ich hoffe Du hast auch den kleinen Spruch auf der Rückseite gelesen. Er ist ein kleiner Gruß meiner Liebe zu Dir. So mein Schatz nun habe ich wieder einmal einen Brief für Dich geschrieben. Ich schließe ihn ungern, doch meine Liebe zu Dir kann ich nicht mit einem Bogen Papier und Worten beschreiben. Also sei schön lieb, nett und vor allem artig, denn ich will nicht das Klagen von Dir kommen.

In inniger Liebe

Dein Spatz Ute.

P.S. Briefmarke ist dabei!

Am 15. August 1973 nach dem Abendessen, denn das war immer Pflicht, fuhren sie also nach Kirchdorf.

Als er mit weiten Schritten die Stufen zum ersten Stock hoch rannte, und ungeduldig die Tür aufschloss, wartete Ute schon im Wohnzimmer bei seinen Eltern. Verdammte Inzucht! Ausgerechnet heute musste sein Bruder Dieter mit seiner Flamme da sein. Schnell begrüßten sie sich, umarmend und küssend.

»Ist Süße da?«, fragte er seine Mutter.

»Nee, heute nicht.«

»Komm«, Bernhard hielt Ute die Hand entgegen, die sie ergriff, aber fragend den Blick hob. Er zog sie mit nach hinten links, wo Rosita ihr Zimmer hatte. Da hinein, Tür zu, Schlüssel umgedreht.

Da stand sie, schaute ihn unschuldig an. Für ihn war sie das ja auch. Er fühlte, heute würde es passieren. Er zitterte vor Sehnsucht ... er zitterte vor Erwartung ... er zitterte vor Ungeduld ...

er zitterte vor Leidenschaft ... und, er zitterte vor Liebe!

Dann überwand er seine Scheu, umarmte sie so fest, dass sie beide umfielen, und auf dem Bett seiner Schwester landeten. Dieses stand links an der Wand zu seinem Zimmer, sah ziemlich unordentlich aus, denn es war nicht gemacht. Aber, das war den beiden Verliebten egal, die würden jetzt auch auf dem Fußboden schlafen. Im Gegensatz zu vergangenen Sonntag, als er Ute als kleinen Appetizer oben ohne mit nackter Brust begutachten durfte, war sie heute gar nicht prüde oder zurückhaltend. Nach ihrem ersten Kuss stand sie auf, entfernte nach und nach ihre Jacke, Bluse, Büstenhalter. Dann griff sie an die Seite, zog den Reißverschluss hinab, hakte die Daumen hinter den Bund des Rockes, ließ ihn auf den Boden gleiten. Noch ihre gelben Schuhe, und schon stand sie fast nackt vor ihm. Sie hatte natürlich noch ihren Schlüpfer an. Aber nach einem ernsten, prüfenden Blick in sein Gesicht, ließ sie ihn dem Rock folgen. Jetzt lächelte sie maliziös, ließ sich auf das Bett sinken. Bernhard verfolgte das Geschehen mit Erstaunen. Nackt mit geschwungenen Hüften und lockeren braunen Haaren zwischen den Oberschenkeln lag sie vor ihm. Ute griff verlangend nach ihm, bekam seinen Gürtel der Hose zu fassen, fummelte da so lange herum, bis sie Bernhard unten herum freilegte. Die lange, braune Hose rutschte auf seine Knöchel hinab. Sie fuhr mit ihrer Hand über seinen nackten Oberkörper, denn sein Hemd hatte er schon selbst ausgezogen. Ihre Finger strichen zart über seinen Bauch, wo der Gummizug seiner Feinripp-Unterhose das weitere Vorgehen behinderte. In der Zwischenzeit hatte sich sein *kleiner Bruder* startklar gemacht. Da ihr die Beule da unten nicht verborgen blieb, fuhr sie versuchsweise mit der flachen Hand darüber. Das bewirkte bei ihm, dass sein Glied einen kleinen Sprung machte. Sie nahm ihre Finger wieder zurück, nahm auch die zweite Hand zur Hilfe, um seine Unterhose hinab zu zerren. Er selbst schob sie sich dann über die Beine und Füße vom Körper. Nun war er nackt, hatte noch seine Socken an, pendelte mit seinem Glied vor Ute hin und her, merkte, wie es langsam aber stetig wuchs. Dann war er auch

schon über ihr, beide nahmen die normale Beischlafposition⁷⁴ an. Ute auf dem Rücken liegend, die Beine angewinkelt aufgestellt und leicht geöffnet. Bernhard legte sich dazwischen, das Zentrum seines Körpers auf das Zentrum ihres. Die Arme in die Kissen links und rechts neben ihren Kopf, so konnte er seine Bewegungen richtig steuern.

»Teste mal, ob ich schon bereit bin.« Sie griff seine Hand, führte sie an die Wolle dort unten. Er hob fragend seinen Blick.

»Na, wenn ich dort unten nass bin, kannst du in mich eindringen.«

Dieser Schnappschuss von Dezember 1966 fiel ihm ein, als Fräulein Eva Schulz ihn in den Dünen von Westerland verführte. Er verlagerte sein Gewicht auf einen Arm, nahm den anderen, rutschte über ihren Unterleib und verschwand in ihrem braunen Gestrüpp. Kein Wunder, dass sie sich so schnell ausgezogen hatte ... sie triefte förmlich, als könne sie es nicht erwarten. Immer noch nahm er Tipps von Fräulein Eva Schulz aus der Vergangenheit an. Bevor er jetzt zur Sache kam, lutschte er noch die beiden erigierten Nippel ihres Busens. Dann senkte er sich ab, ließ seinen Penis zwei- dreimal in der Spalte schaben. Das bewirkte, dass dieser noch strammer und härter wurde. Ließ Ute schon mal erregt aufstöhnen. Nach der dritten Abwärtsbewegung veränderte er den Winkel und ... stieß zu. Ute stöhnte laut, ihr Körper bäumte sich auf. Bernhard folgte jetzt der Schleimspur, wurde von dem engen Tunnel gefangengenommen. Ute hob ihre Arme, krallte sich damit bei Bernhard fest, der nun tiefer rückte, und lange, langsame Stöße ausführte. So geschickt war er ja noch nicht darin, wurde aber schneller, als Ute die Augen verdrehte. Er rammelte nun, als hätte er sein Leben lang nie etwas anderes getan. Er bemerkte, wie sich ihr Dekolleté vom Hals bis über die Brüste rot verfärbte, was bedeutete, dass sie sehr erregt war. Bernhard war

⁷⁴ Zu der Zeit wurde in fast allen Betten die sogenannte *Missionarsstellung* praktiziert.

so eingestellt, dass er immer versuchte, dass die Frau zuerst kam. Dann wurde es erst Zeit für seinen Orgasmus. Wenn man denn nicht zusammen kommen konnte. Er fand ja, dass dies völlig überbewertet wurde. Die Frauen sollten doch froh sein, dass ihr Partner sie überhaupt befriedigen konnte. Wer zuerst, spielte keine Rolle. Bernhard fühlte sich gut ... es fühlte sich einfach gut an ... zwischen den aufgestellten Schenkeln von Ute zu liegen, ihr zeigen, wie sehr er sie liebte. Während er pumpte, rein und raus, streichelte er ihre Brüste mit der Zunge, mit seiner Hand, sah sie mit viel Liebe an. Ihr Kopf veränderte die Lage auf dem Kissen, von links nach rechts, sie biss sich auf die Lippen, verdrehte die Augen und stöhnte. Ihre Hände waren schmerzhaft in seine Oberarme gekrallt. Er schien es nicht zu bemerken, sein Körper schien nur noch Liebe zu verströmen. Wie lange ... viel zu lange hatte er sich danach gesehnt. Langsam spürte er schon das Ziehen, welches durch seinen Unterleib angekrochen kam. Es würde bei ihm also bald soweit sein. Ute dagegen lief noch den Berg hinauf, ihre Bewegungen wurden fahriger. Er versuchte natürlich auch, mit ihr zu kommen, aber damit er nicht zuerst kam, benutzte er einen Trick, für den er aber seine ganze Konzentration brauchte. Er dachte plötzlich an Autoreifen ... an brennende Autoreifen ... und brausende Meeresbrandung. Dadurch verdrängte er seinen anrollenden Orgasmus, der in den Hintergrund seines Denkens geschoben wurde. Dunkelrotes Feuer, gekrönt von schwarzen Rauchschwaden stieg von den Autoreifen aus Gummi auf ... darüber klatschten die Brecher aus Gischt und Salzwasser. Dieses Gedankenbild musste er nun eine Weile halten, bis auch Ute soweit war, und über dem Berggrat befriedigt zusammenbrach. Da kam sie auch schon schnell atmend angerauscht, bäumte sich auf, sackte erschöpft, und wie es schien tief befriedigt, in sich zusammen. Ihr schöner, nackter Körper war mit Schweiß bedeckt, und zuckte noch leicht. Bernhard spürte noch die Kontraktionen ihrer inneren Muskulatur, ließ die Autoreifen verschwinden und lief auf die Ziellinie zu, durchbrach das Band, und kam in spuckenden

Momenten. Erschöpft knickten seine Arme ein, und für einen Augenblick kam er auf Ute zu liegen, spürte die Weichheit ihrer Brüste unter seiner Haut. Dann rollte er sich zur Seite.

»Oh, das war gut«, kam es nach einiger Zeit von Ute, die drei bis vier tiefe Atemzüge gemacht hatte, während der Bernhard streichelnd über ihren nackten Körper fuhr, »es ist nur schade, das wir nicht zusammen gekommen sind!«

Schon fühlte er sich wieder etwas minderwertig, konnte nicht glauben, dass sie auch zu dieser Fraktion gehören sollte. Na, für ihn wäre es auch schöner gewesen, aber ... er der Unerfahrene wusste sowieso nicht, wie das war. Ute setzte sich auf, blickte auf seinen Körper hinab, schob ihre Hand darüber. Liebevoll war der Blick, den sie ihm zu warf. Und da war ein Glanz in ihren Augen.

»Ich liebe dich«, sagte sie sanft. Die Hand wanderte weiter in Bereiche, die schon wieder Spannung aufbauten. Kurz vor seinen Schamhaaren fuhren ihre Finger über die zehn Zentimeter seiner Narbe in der linken Leistenbeuge. Sie hob den Blick, aus dem unausgesprochen eine Frage sprang.

»Leistenbruch⁷⁵ als Baby. Hat meine Mutter beim Wickeln entdeckt, als ich sechs Monate alt war«, antwortete Bernhard wohligh. Ihre Fingerspitzen fühlten die schlecht genähten Querstiche.

»Anfang der Fünziger war man noch nicht so geschickt.«

Hamburg, den 15.8.1973

Na mein Liebling

Erst einmal möchte ich mich recht herzlich für Deinen so lieb geschriebenen Brief bedanken. Ich habe mich ungeheuer dar-

⁷⁵ Leistenbruch (Inguinalhernie) ist ein Eingeweidebruch, eine schmerzlose Schwellung, die meist im Babyalter auftritt.